Deutschland

Pahl.

H. Germ. o 2/2 ~~VI 33~~ ~~6.~~ G. He.

Lory fils d.

Lindau.

J. J. Bidermann f.

Herda,

Erzählungen und Gemählde
aus der
teutschen Vorzeit
für
Freunde der vaterländischen Geschichte.

Von
J. G. Pahl.

Zweyter Band.

Freyburg und Konstanz,
in der Herderschen Buchhandlung.
1812.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Die Römer und die Germanen.

(Beschluß.)

Durch die Niederlage des Varus sahen sich die Völkerschaften des eigentlichen Germaniens von dem Joche befreyt, das viele von ihnen niedergedrückt und alle bedroht hatte, und keine fremde Macht bestand weiter auf dem alten, freyen Boden ihres weitgedehnten Landes. Dagegen war die heimatliche Gränze gegen Süden und Westen vom römischen Gebiete umgeben, aus dem frühe oder spat neue Unfälle der kriegerischen und mächtigen Feinde zu erwarten standen. Ihnen gehorchte ganz Gallien, und eine Reihe von befestigten Niederlassungen längst dem Rheine herunter verwahrte die schöne Provinz und dräute zu den Bewohnern des jenseitigen Ufers hinüber. Im Süden schied auf gleiche Weise die Donau, von ihren Quellen an, bis an die Gränze von

Pannonien, das unermeßliche Reich des August von den Wohnsitzen der unbesiegten Germanen. Vindelicien, Rhäzien und Noricum waren römische Eroberungen, und auch in diesen Ländern wurden befestigte Lager und Kastelle angelegt, die allmählich zu Städten erwuchsen, welche zum Theile noch, mit dem Ruhme eines hohen Alterthums, stehen. Die Ueberwinder des Varus verfolgten ihren Sieg nicht, bis in die römischen Gränzlande, wie es denn in der Natur verbündeter Macht ist, die Kriege nicht länger, als bis zur Erreichung des nächsten Zweckes zu führen, und dieser war hier die Wiedereroberung der verlohrnen Unabhängigkeit gewesen.

Mit dem Heere, welches nach der Niederlage des Varus, unter dem Sträuben des erschreckten Kriegsvolks, in Rom zusammen gezogen worden war, erschien Tiber an der westlichen Gränze von Germanien. Er erwies auch dießmal wieder denselben Charakter, den er in seinen frühern Feldzügen gegen die Teutschen gezeigt hatte. Statt die Schmach zu rächen, welche seine Mitbürger durch die Waffen der Cherusker erlitten hatten, beschränkte er sich darauf, erst die römischen Gränzplätze zu befestigen und zu verwahren, und dann kurze Streifzüge in die vorliegenden Germanischen Gauen zu unternehmen, und sie

zu verwüsten. Zugleich wirkte er durch trügerische Unterhandlungen und Bestechungen in das Innere des Landes, um die verschiedenen Völkerschaften unter einander zu entzweyen, und die Bande ihrer Genossenschaft aufzulösen. Es sey unmöglich, meldete er nach Rom, ein solches Volk, in einem solchen Lande, durch Gewalt der Waffen zu bezwingen. Er erhielt damit zwar die Germanen in steter Aufmerksamkeit; aber er fand bey ihnen weder Ruhm noch Beute, und gieng, ohne den Dank des Kaisers, wieder in die Hauptstadt der Welt zurück.

Ihn ersetzte an der Spitze der in dem östlichen Gallien stehenden Legionen Cäsar August Germanikus, ein edler junger Mann, von gebildetem Geiste und hohem Heldenmuthe, der Sohn desselben Drusus, der einst der Schrecken der Teutschen gewesen war, begeistert durch das Beyspiel des Vaters zu dem Entschlusse, zu vollenden, was dieser begonnen hatte. Es war im vierzehnten Jahre nach der Geburt Christi, als er mit seinen Legionen aufbrach, in das diesseits des Rheins liegende Land einfiel, die in den nordwestlichen Gegenden des grossen Germaniens wohnenden Völkerschaften in ihrer Heimat schlug und zerstreute, und planmässig dahin operirte, die römische Provinz bis an die Ufer des baltischen

Meeres auszudehnen. Mit Geist und Besonnenheit verfolgte er seine Entwürfe; und was er wollte, leistete mit Liebe der den edeln Feldherrn anbetende Soldat. Als August starb, beschlossen seine Legionen, ihn als Kaiser auszurufen; aber mit Ernst und Unwillen mißbilligte und bestrafte er diese Empörung gegen den rechtmässigen Thronfolger. Dadurch verdiente er den Dank Tibers; aber durch Tugend und grosse Eigenschaften erwirbt man nie das Wohlwollen der Tyrannen.

Indem die Macht der Römer, durch den hohen Geist des Germanikus, sich wieder so kraftvoll erhub, mußte der Bund der Cherusker sich dringend aufgefordert sehen, treu und fest zusammen zu halten, und über der Gefahr der allgemeinen Freyheit jedes einzelne Interesse aufzugeben. Aber Streben auf Einheit war nur in seltenen Augenblicken die Tugend der Germanen. Noch immer brannte in dem Herzen des Segest der alte Haß gegen seinen Eidam. Es gelang ihm endlich, sich seiner Person zu bemächtigen, und die fürchterlichste Rache drohte dem Helden. Aber Heermanns Freunde eilten herbey, befreyten den Gefangenen, und umschlossen mit ihren Schaaren die Wohnsitze des unversöhnlichen Schwiegervaters. Da wandte sich der Treulose

an den Germanikus, und bat ihn um Hülfe. Der Römer, der des Sieges über Feinde sicher war, die er durch innere Zwietracht zerrissen sah, rückte mit seinem Heere an, überfiel die den Segest belagernden Fürsten, zerstreute ihre Schaaren, und entsetzte den Unwürdigen, der seines Volkes Sache an ihn verrathen hatte. Thusnelde, Heermanns schwangere Gemahlinn, fiel in die Hände der Sieger. Hohen Sinnes vergoß sie über ihr Unglück keine Thräne. Sie schlug ihre Hände im Schooße zusammen, und starr haftete ihr Blick auf ihrem schwangern Leibe. Sie ward über die Alpen geführt, und zu Ravenna von einem Sohne entbunden.

Heermann, durch das Schicksal seiner Gattinn zum heftigsten Ungestümm entflammt, eilte durch alle Gauen der Cherusker, forderte sie zum Kriege auf gegen Segest und gegen den Cäsar, beschwur sie, seine Gemahlinn und sein noch ungebohrnes Kind zu rächen, erinnerte an den alten gegen Varus erfochtenen Ruhm und an die neuen Gefahren der Freyheit, und zeigte die Schmach der Römer, welche den redlichen teutschen Waffen Trug und Verrätherey entgegen setzen, und den Krieg gegen Weiber führen. Die Worte des Helden thaten mächtige Wirkung. Es bildete sich ein neuer Bund für das Vaterland und

seine Unabhängigkeit. Auch mehrere benachbarte Völkerschaften ergriffen die Waffen für die gemeine Sache. Ingomar, Heermanns Oheim, längst gefürchtet von den Römern, erschien auch wieder unter den Streitern für heimisches Recht und vaterländische Sitte.

Als Germanikus von diesen grossen Bewegungen Kunde erhielt, beschloß er, ungesäumt in das Innere Teutschlands einzubrechen, und die feindliche Kraft zu vernichten, ehe sie sich vereinigte. Mit einem Theile seines Heers gieng er über den Rhein; ein anderer Theil desselben aber wurde in die Nordsee eingeschifft, um auf demselben Wege, den schon Drusus eingeschlagen hatte, das Land in Rücken zu nehmen. Die gesammte Macht traf an der Ems zusammen, und rückte von dort an die Lippe vor. Hier gelangten die Römer auf das Schlachtfeld des Varus, und — welch' ein Anblick! Noch lagen in der schauerlichen Wüste, in grosser Menge, die unbegrabenen, von der Sonne weiß gebleichten Schädel und Gebeine ihrer Landsleute und Verwandten, umher, — noch standen die Altäre, auf denen die Tribunen und Centurionen unter unsäglichen Qualen geblutet hatten! Mit tiefer Betrübniß betrachteten die römischen Soldaten diese traurigen Trümmer

ihrer Freunde; mancher suchte vergeblich unter ihnen die Reste des Vaters, des Bruders, des Vertrauten; alle vernahmen die laute Stimme der Erschlagenen, die sie zur Rache an den Barbaren aufforderte. Germanikus befahl, daß die zerstreuten Gebeine gesammelt und begraben würden, veranstaltete ein feyerliches Leichenbegängniß, und errichtete ihnen auf der Stätte, wo das Unglück sie erreicht hatte, ein Denkmal. Dieß geschah im sechsten Jahre nach der Niederlage der varianischen Legionen.

Bald stiessen die Römer auf die kampflustigen Schaaren der Cherusker. Es kam zu einigen heftigen Gefechten, die aber keine entscheidenden Erfolge bewirkten. Die Wildheit der Gegenden, die weitgedehnten Moräste, in denen der schwer bewaffnete Soldat des Germanikus versank, und die langen Spiesse der Teutschen, setzten dem römischen Feldherrn grosse Schwierigkeiten entgegen. Der Vortheil stand im Ganzen immer auf der Seite Heermanns und seiner Horden. Es drohte sogar die Gefahr, daß ein Schwarm der Germanen in Gallien eindringen dürfte; und schon bereiteten sich die Furchtsamen am Rheinstrome, um die Brücke abzubrechen, welche das römische Heer mit der Provinz verband. Germanikus gab die

Unternehmung verlohren, und wich, nach grossen Aufopferungen an Geld und Menschen, mit seinen Legionen wieder in ihre Standlager zurück.

Aber die Erfahrungen dieses Feldzugs sollten für den grossen Mann nicht verlohren seyn! Er brachte im folgenden Jahre sein ganzes Heer auf Schiffe, steuerte mit der ungeheuern Flotte die Ems herauf, setzte seine gesammte Macht in dem Herzen des nördlichen Germaniens ans Land, und rückte an die Weser vor, deren jenseitiges Ufer Heermann mit den Seinen vertheidigte.

Ein Bruder des teutschen Helden befand sich, wie so viele andere germanische Jünglinge von edler Abkunft, im Dienste des Kaisers, unter dem römischen Heere. Seine neuen Landsleute hatten ihm den Namen Flavius beygelegt. Mit Unwillen erinnerte Heermann sich seiner Entartung, in der er nicht erröthete, die Waffen gegen sein Vaterland und gegen seine Stammsverwandte zu tragen. Doch trat er mit ihm zu einem Gespräche zusammen, indem ein Fluß die beyden Brüder trennte. Flavius hatte in den Feldzügen des Tiber ein Auge verlohren. „Woher, sprach Heermann, hast du dieß häßliche Gesicht?“ Als ihm der Ort und die Schlacht genannt wurde, fragte er nach

den Belohnungen, die er für diesen Verlust erhalten. Flavius nannte erhöhten Sold, goldene Halsbänder und Kronen. „Und dieser Tand, fuhr Heermann fort, ist dir ein Ersatz für die Freyheit, die du mit schmählicher Sclaverey verwechselt hast?“ Da pries Flavius die Herrlichkeit der Römer, die Macht des Cäsars, seine Strenge gegen die Ueberwundenen und seine Großmuth gegen die, die sich ihm freywillig ergeben. Dadurch wurde Heermann in seinem Innersten bewegt. Er machte dem Flavius die bittersten Vorwürfe über die Treulosigkeit, womit er die alte Freyheit, die vaterländischen Götter, und selbst die Mutter, die ihn in ihrem Schooße getragen, verlassen, und über die Schmach, mit der er sich nun, um fremden Sold, zur Unterdrückung der Seinen und ihrer Unabhängigkeit gebrauchen lasse. Die Erbitterung der Brüder wurde so heftig, daß sie Miene machten, über den Fluß zu setzen und einander anzufallen. Dieser Ausbruch des Zwistes wurde von ihren Begleitern verhindert.

An dem folgenden Tage gieng Germanikus über die Weser. Auf den Hügeln jenseits des Stroms fand er das Heer der Teutschen in Schlachtordnung. Man bereitete sich die Nacht hindurch auf beyden Seiten zu einer

entscheidenden Unternehmung. Heermann und die übrigen Anführer giengen durch die Reihen der Germanen, ermunterten sie zu kühnem und tapferm Widerstande, und erinnerten an die frühern glänzenden Siege über die Feinde ihrer Freyheit und ihrer Rechte. Auch in dem römischen Heere erhuben die beredten Befehlshaber ihre Stimme, um den Soldaten zu begeistern und zu entflammen. Denn in jener Zeit vertraute man wenig der mechanischen Bewegung der Heere; man wollte, daß jeder einzelne Streiter von der Sache ergriffen sey, für die man kämpfte. Um die dritte Nachtwache erhuben sich die römischen Adler, und die gesammte Macht rückte gegen das Lager der Germanen an. Den Vortrab bildeten die Hülfstruppen aus Gallien, Rhäzien, Vindelicien und Noricum. Der Kern des Heers bestand aus vier Legionen, an deren Spitze der Feldherr stand. Auf den Flügeln zogen die leichten Truppen, die Bogenschützen und die Reuterey heran. Mit tiefem Blicke und geübter Kunst hatte Germanikus seine Plane entworfen. Der ungestümme Muth und die kräftigen Körper der Teutschen konnten nicht bestehen, vor solcher Macht des Verstandes. Bald lenkte sich das Glück des Tages auf die Seite der Römer. Umsonst war Heermann überall mit seinem Beyspiele und

mit seinen Ermunterungen; umsonst kämpften seine tapfern Genossen vom Aufgang der Sonne bis an den Abend. Sie vermochten nicht mehr der Gewandtheit der Römer, nicht mehr dem gewaltigen Andrang der südteutschen Schaaren zu widerstehen. Alles war getrennt, erschreckt und flüchtig. Kaum entrann Heermann dem Unglück der Gefangenschaft; um nicht erkannt zu werden, hatte er sein Angesicht mit dem Blute bestrichen, das aus einer empfangenen Wunde rann. Auf gleiche Weise rettete sich auch Ingomar. Aber zu Tausenden lagen die todten Riesenkörper der Teutschen auf dem Schlachtfelde und auf dem Wege, auf dem sich ihre Flucht hinwälzte. Viele fanden ihren Tod in den Fluthen der Weser; andere wurden von den Bogenschützen, gleich dem Wilde, von den Bäumen herab geschossen, in deren Aesten sie sich versteckt hatten. Unter der Beute sah man eine Menge eiserner Ketten, welche die Teutschen mit sich führten, um sie den gefangenen Römern anzulegen. Auf der Wahlstadt errichteten die Sieger ein Denkmahl dieses rühmlichen Tags, auf das sie die Namen der überwundenen Völker schrieben.

Mit dieser Niederlage hatten aber die Heerführer der Germanen das Vertrauen auf sich selbst noch nicht verlohren. Sie sammelten die

Flüchtigen, erregten aufs Neue die Gemüther zum Widerstande und zur Rache, theilten den Kampflustigen Waffen aus und setzten sich in einer befestigten Stellung ihren Ueberwindern entgegen. Doch auch hier siegte die römische Taktik über die wilde Tapferkeit der Barbaren. An dem Abend des blutigen Tages räumten sie, heftig gedrängt von den Römern, in flüchtiger Eile, ihre Verschanzungen.

Indessen war es den Siegern auch nach diesen glänzenden Vortheilen nicht möglich, in dem Innern Germaniens festen Fuß zu fassen, indem das Land die Bedürfnisse, die ein zahlreiches Heer forderte, bey weitem nicht zu gewähren vermochte, die Verlegung der Truppen aber in ausgedehnten Quartieren bey dem unruhigen kriegerischen Geiste der Bewohner die größten Gefahren erregte. Germanikus mußte sich deßhalb mit dem Ruhme begnügen, die Teutschen, mitten in ihren Wohnsitzen geschlagen, und die Manen derer, die im Teutaburger Walde gefallen, gerächt zu haben; und so machte er, bey herannahendem Winter, eine rückgängige Bewegung, um das Heer wieder in seine Stellungen jenseits des Rheins zurück zu führen. Ein Theil desselben schlug den Landweg ein; der grössere Theil aber bestieg die

Schiffe, die ihre Richtung gegen den Ocean nahm. Hier schien ein schreckliches Verhängniß den rühmlichen Feldzug zu beschliessen. Ein heftiger Sturm ergriff die Flotte, und drohte alles zu vernichten. Schon hatte Germanikus beschlossen, einen solchen Unfall nicht zu überleben. Aber die Gunst des Glückes kehrte zurück. Der größte Theil der Schiffe sammelte sich wieder. Man wußte sich über einen auch beträchtlichen Verlust zu trösten, wo die Gefahr des gänzlichen Untergangs so furchtbar gedräuet hatte.

Damals war Germanikus der gefeyerteste Name in der Hauptstadt des römischen Reichs. Durch ihn war die Schmach ausgelöscht worden, die seit der Niederlage des Varus den Ruhm der Weltbeherrscher befleckte; er hatte einen Theil der Beute, die an jenem unglücklichen Tage den Römern abgenommen worden, wieder gebracht; und die Barbaren des Nordens durften sich nun ihrer Ueberlegenheit über die Heere, welche bisher alle Nationen bezwungen, nicht weiter rühmen. Aber mit verbissenem Neide bemerkte der heimtückische Tyrann Tiber das Lob und die Bewunderung, die dem Helden zu Theil wurden. Er beschloß, ihn von einer Laufbahn zurück zu rufen, auf der er, wie sein

böses Gewissen fürchtete, ihm selbst frühe oder spat gefährlich werden konnte. „Neun Feldzüge, schrieb er, habe er in Teutschland glorreich vollendet. Für so viele Siege gebühre ihm die Ehre des Triumphs. Zwar sey Germanien nicht zur Provinz gemacht; aber an einem solchen Volke könne man keine bessere Rache nehmen, als daß man es seinen innern Zwisten überlasse.“ Germanikus sträubte sich gegen seine Zurückberufung. „Man möchte ihm nur noch ein Jahr bewilligen, um sein Werk zu vollenden.“ Darum war es dem Kaiser nicht zu thun. Der Feldherr ward zum Konsul ernannt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er sein Amt persönlich verwalte; und nun mußte er dem Gesetze gehorchen. Sein Triumph war einer der glänzendsten; mit hohem Jubel und Entzücken empfieng die Stadt den angebeteten Helden. Eine Menge Volks gieng ihm mehrere Meilen weit entgegen. Mit Staunen sahen die Römer die ansehnlichen und edeln Gestalten der gefangenen teutschen Oberhäupter und ihrer Frauen, und mit inniger Rührung die Adler und die übrigen Denkmahle, die seit der Niederlage des Varus in den Händen der Cherusker gewesen, und ihnen nun wieder entrissen worden waren. Aber nicht lange genoß der

Triumphator den Anblick des seinen grossen Eigenschaften so herzlich huldigenden römischen Volkes. Tiber, immer heftiger über ihn erbittert, je mehr er seine Vorzüge anerkannt sah, übertrug ihm die ganze Verwaltung der morgenländischen Provinzen, um, wie er vorgab, seine Verdienste zu belohnen, in der That aber, um sich seiner zu entledigen. Germanikus, die Absichten des Tyrannen nicht verkennend, reiste mit seiner Familie nach Asien ab, und nachdem er auch hier, durch Weisheit, Ruhm und Edelmuth, seinen alten Ruhm vermehrt hatte, starb er, in der Blüthe seines Lebens an Gift, das ihm, wie es scheint, auf Befehl des Kaisers gereicht worden war. Er glänzt als einer der trefflichsten und würdigsten Menschen zu uns aus dem hohen Alterthum herab; aber sein Beispiel bestätigt die demüthigende Lehre, daß es Zeiten gebe, in welchen für das zeitliche Glück nichts gefährlicher ist, als Tugend und Verdienste.

Sicher saßen nun die Teutschen in ihren Wäldern; keine fremde Macht bedrohte ihre Freyheit; aber das Schicksal wollte, daß der innere Friede von ihnen wich, ohne welchen ein Volk auch keine Sicherheit nach aussen hat. Unter den Stämmen, mit welchen Heervest Gallien überzogen hatte, fanden sich die Markomannen, ur-

sprünglich in dem heutigen Mähren einheimisch; nachdem sie aber durch Cäsar über den Rhein zurück geworfen worden waren, liessen sie sich an den beyden Ufern der obern Donau nieder. Aus ihrem königlichen Geschlechte erhub sich ein Mann von Kraft und kriegerischem Sinne, Marbod genannt, der, nachdem er zu Rom in den Künsten der damaligen gebildeten Welt unterwiesen worden war, zu seinen Landsleuten zurück kehrte, ihre militärische Verfassung nach römischer Art organisirte, und dann an ihrer Spitze auf Eroberung auszog. Er rückte an der Donau herunter, unterwarf sich die an dem linken Ufer des Stroms wohnenden Völkerschaften, vertrieb die Bojer aus ihrer Heimat, und wurde an Land und Macht so groß, daß ein Heer von 80,000 Mann seinen Befehlen gehorchte. Umsonst hatte Tiber sich an der Spitze von zwölf Legionen gegen ihnen versucht, und an dem Glücke der Waffen gegen einen solchen Feind verzweifelt die Gränze der Provinz durch Verträge gegen ihn gesichert. Durch so grosses Glück ward Marbod zu immer kühnern Entwürfen fortgerissen. Doch stand sein Sinn nicht auf Eroberungen von dem römischen Reiche; seine sämtlichen teutschen Stammsverwandten wollte er sich unterwerfen, und sein Reich von der Donau bis an den Ocean aus-

dehnen. Aber da war ihm der mächtige Bund der Cherusker im Wege; und Heermann verabscheute den Despotismus innerer Usurpation nicht minder, als das Joch fremder Eroberer. So spaltete sich die Nation in zwo Hälften, und der Süden und der Norden Germaniens geriethen mit einander in einen blutigen Krieg. Dieß geschah im siebenzehnten Jahre nach der Geburt des Weltheilandes.

Mit dem mächtigen Bunde der Cherusker zog Heermann gegen die Markomannen und ihre Genossen heran. Ingomar war mit den Seinen der gemeinen Sache untreu geworden, und hatte sich auf die Seite der Feinde geschlagen; dagegen aber giengen die Semnonen und Longobarden zu Heermann über, und verschafften ihm dadurch den Vortheil der Ueberzahl. Beyde Heere stellten sich gegen einander in Schlachtordnung, indem sie, durch ihre Kämpfe mit den Römern, in den schulgerechten Krieg eingeweiht, nach römischer Weise sich anreihten. Man stritt mit grosser Heftigkeit und Erbitterung. Aber die Schlacht gab kein entscheidendes Resultat, indem die rechten Flügel beyder Theile über den Haufen geworfen wurden. Aber da Marbod die Wahlstadt räumte, und sich auf die hinter derselben liegenden Hügel zu-

rückzog, anerkannte er die Ueberlegenheit des Feindes. Dadurch entfiel den Seinen der Muth. Eine Menge derselben verließ das Lager und gieng zu den Cheruskern über. Verzweifelt an der Möglichkeit eines weitern Widerstandes beschloß er den Rückzug, und nahm seine Zuflucht in die Wohnsitze der Markomannen. Umsonst flehte er den Kaiser Tiber, durch eine Gesandtschaft, um Hülfe in seiner Noth an. „Mit Unrecht, ward ihm geantwortet, rufe er die Waffen der Römer gegen die Cherusker auf, da er eher den gegen denselben Feind kämpfenden Römern seinen Beystand verweigert habe.“ Doch erlangte er, daß Drusus, der Sohn des Tiber, den Frieden zwischen ihm und Heermann vermittelte. Aber nicht lange genoß er der Ruhe. Der Gothe Katualda, den er eher aus seinem Eigenthum vertrieben hatte, stiftete er eine Verschwörung gegen ihn an, und von aller Welt verlassen, floh er über die Donau und warf sich dem Tiber in die Arme, der ihm einen Wohnsitz in Ravenna anwies. Da hat er vergessen und verachtet sein Leben beschlossen.

Mittlerweile hatte Heermann das Glück, das ihm durch die Befreyung seines Volks von fremder Gewalt und durch seinen Sieg über Marbod zu Theil geworden war, nicht ungestört ge-

nossen. Der Bund der Cherusker war ihm zu viel schuldig, als daß nicht der Neid gegen ihn hätte rege werden sollen, und wenn in freyen Verfassungen ein Mann so grosses Ansehen sich erwirbt, so kann er kaum dem Verdacht entgehen, daß er nach der höchsten Gewalt strebe, welcher Verdacht gewöhnlich gegründet ist, weil nur wenige Menschen einen so hohen Grad gerechter Gesinnung haben, um die Macht nicht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu mißbrauchen. Die Fürsten der nördlichen teutschen Völkerschaften konnten es dem Helden, itzt, da sie seiner nicht mehr bedurften, nicht verzeihen, daß er sie an Kraft und Ruhm so sehr überglänzte, und leicht glaubte die Eifersucht, was die Verläumdung ausstreute, daß er die fremden Ketten zerschlagen habe, um ihnen seine eigenen anzulegen. Adgandester, einer von den Vornehmsten der Katten, ließ sich durch seinen Haß so weit verleiten, daß er an die Senatoren nach Rom schrieb, sie möchten ihm Gift schicken, mit dem er den Heermann aus dem Wege räumen wollte. Aber stolz und edel, und im Geiste der schönern Vorzeit, ward dem Meuchelmörder geantwortet: „Das römische Volk räche sich an seinen Feinden nicht durch Trug und Verrätherey, sondern durch öffentliche Waffen.“ Demunge-

achtet entgieng der Ueberwinder des Varus seinem Verhängnisse nicht. Die zwischen ihm und seinen Gegnern entstandenen Mißhelligkeiten wurden heftiger. Die römische Politik versäumte nicht, das Feuer immer mehr anzublasen. Man griff zu den Waffen; selbst seine Anverwandten wurden seine Verräther; er fiel unter den Händen der Mörder, im sieben und dreißigsten Jahre seines noch so viel verheißenden Lebens, beynahe in demselben Alter, in dem seinen edeln Gegner Germanikus ein gleich unwürdiger Tod ereilt hatte. Sein Name ist in der Geschichte der teutschen Nation einer der heiligsten; denn ohne ihn wäre diese Nation vielleicht noch in der Dunkelheit der Barbarey untergegangen. Die Nachwelt hat das Unrecht zu vergüten gesucht, was seine undankbaren Zeitgenossen ihm erwiesen. Sie errichtete ihm Altäre, und pflanzte in Volksliedern das Gedächtniß seiner Thaten fort. Der erhabenste unter den Dichtern des kultivirten Teutschlands wählte ihn zum Helden eines unsterblichen Gedichts, und der größte unter den Geschichtschreibern der Römer *)

*) Tacitus, der Annal. II. 88. von ihm sagt: Liberator haud dubie Germaniæ, et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges

wurde sein Lobredner. Hatte er auch die Absicht, die vielen getrennten Völker Germaniens unter seinem Scepter zu vereinigen, so müssen wir vielleicht nur bedauern, daß sie ihm nicht gelungen ist. Denn alles Unglück, was die Teutschen seit achtzehn Jahrhunderten betroffen, kam daher, daß sie nie daran gewöhnt waren, als ein Volk zu leben, und einem Oberhaupte zu gehorchen.

Durch das Unglück des Marbod und durch Heermanns Tod waren die Völkerschaften Germaniens wieder vereinzelt. Die Eifersucht und die Eroberungslust ihrer Fürsten, so wie der gegenseitige Haß, der unter Stammsverwandten gewöhnlich bitterer ist, als unter Fremden, erhielten stete Kriege unter ihnen, die mit grosser Grausamkeit und immer zum Zwecke der Vernichtung geführt, für die Sieger und die Besiegten

---

ducesque, sed florentissimum impericum lacessierit. Proclius ambiguus, bello non victus. — Canitur adhuc barbaras apud gentes. Græcorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur. Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi.

gleich verderblich wurden. Die Römer hüteten sich wohl, sich in diese Familienzwiste zu mischen. Je mehr die Germanen durch innere Fehden sich entkräfteten, desto sicherer waren ihre Angränzer. Die Absicht, ihr Land zur Provinz zu machen, hatte man in Rom ohnehin aufgegeben, da man durch die frühern Erfahrungen inne geworden war, wie schwer diese Absicht zu erreichen stand, und wie geringe Vortheile auch glückliche Feldzüge in diesen armen und wüsten Gegenden gewährten. Man schränkte sich deßhalb darauf ein, die Flamme der Zwietracht unter den Teutschen zu erhalten und immer mehr anzufachen, auf ihre innere Angelegenheiten durch die Künste der Politik so viel möglich zu wirken, den einen Stamm immer gegen den andern zu unterstützen, und die Sitten der Nation durch die Luxusartikel, welche römische und gallische Kaufleute bey ihr einführten, zu vergiften. Der Kaiser Klaudius schien Germanien gar aufgeben zu wollen, indem er die Besatzungen aus den römischen Kastellen am Rhein zurückzog.

Dagegen erfolgte zu der Zeit, als Vespasian den Kaiserthron bestieg, (70 Jahre nach Christi Geburt) eine heftige Bewegung der westlichen Völker Germaniens gegen Rom. Clau-

dius Civilis, das Oberhaupt der Bataver, aus königlichem Stamme entsprossen, und müde der Knechtschaft, welche die römischen Bundsgenossen niederdrückte, beschloß die Unruhen, welche den Regierungsantritt des Kaisers begleiteten, zur Wiederherstellung der verlohrnen Unabhängigkeit zu benützen. Seine Landsleute säumten nicht, seinem Rufe zu folgen, und als ihm die ersten Unternehmungen gelungen waren, vereinigten sich auch mehrere auf dem rechten Rheinufer wohnende Völkerschaften mit ihm, indem sie ihn, als den Befreyer des gemeinsamen Vaterlands begrüßten. Die Römer wurden in ihren Quartieren überfallen und zerstreut, und ihre Festungen zerstört. Indessen war Vespasian zum Kaiser erklärt worden, und Civilis ließ seine Armee ihm den Eid der Treue schwören. Aber er suchte dadurch blos seine wahre Gesinnung zu verbergen, bis er stark genug war, um der Macht des neuen Imperators Trotz zu bieten. Bald warf er die Larve ab, kündigte den Römern den Gehorsam auf, schlug und verjagte ihre Legionen, und breitete seine Eroberungen weit jenseits des Rheinstroms aus. Gallien und Germanien bewunderten und priesen ihn, als den Retter des Vaterlands; die begeisterten Wei-

ber verkündigten ihm Glück und Sieg; wo seine Thaten ruchbar wurden, standen tapfere Männer auf, um seinem Heere zu folgen. Nun aber kam Petilius Cerialis mit einem mächtigen Heere herbey, um den Aufruhr zu dämpfen. Es erfolgten mehrere Schlachten, in denen Civilis, mit seinen Bundsgenossen, grosse Kraft und Tapferkeit bewährte, ohne jedoch etwas gegen die Kriegskunst des Römers zu vermögen, der allenthalben das Uebergewicht behauptete. Immer mehr in die Enge gebracht, verzichtete er auf die Unternehmung, und bat den Kaiser um Frieden und Verzeihung. Um die Kräfte, die man gegen ihn verwandt hatte, in andern Gegenden des damals heftig erschütterten römischen Reichs gebrauchen zu können, ward seine Bitte erfüllt. Der Rhein beschrieb, wie zuvor, die Gränze des freyen Germaniens.

Diese Milde gegen einen Rebellen war nicht der Entschluß eines edeln Gemüths, sondern das Werk der nachgebenden Politik, die die Schwäche ohne Hülfsmittel fühlt. Die innern Zwiste hatten den grossen römischen Staat dergestalt zerrüttet, daß die Barbaren ungestraft seine Gränzen überfallen, und gegen das Versprechen, die Waffen niederzulegen, auf die vollkommenste Amnestie

rechnen konnten. Titus regierte zu kurz, um so grosse Uebel zu heilen; und unter einem Regenten, wie Domitian, schienen sie unheilbar werden zu müssen. Es entgieng den Bewohnern Germaniens nicht, wie tief die Macht ihrer Feinde gesunken sey; aber statt durch Vereinigung ihrer Kräfte den Gefahren, die ihnen von Süden und Westen her drohten, zu beschwören, beschränkten sie sich auf einen planlosen, theilweisen Krieg, in dem kein höherer Zweck bezielt ward, als Raub. Sie machten wiederholte Einfälle in die römischen Gränzlande, schlugen die in denselben stehenden Besatzungen zurück, und plünderten sie aus. Es war nun nicht mehr davon die Rede, sich der Römer zu erwehren, sondern sie aus ihren Eroberungen zu verdrängen. Dieß gelang auch in einem so hohen Grade, daß die Gränze des Reichs in diesen Gegenden immer mehr verengt, und den Barbaren, für die Zusicherung, daß sie den Rhein und die Donau nicht überschreiten wollten, ein jährlicher Tribut bezahlt wurde. Für so viel Unglück entschädigte sich Domitian dadurch, daß er einen Triumph über die Teutschen hielt, in welchem lauter erkaufte Leute, als Gefangene, aufgeführt wurden, deren Kleider und Haare nach Germanischer Weise geschnitten und gefärbt waren.

Nach dem Tode dieses unsinnigen Wütherichs folgten bessere Zeiten (beynahe ein Jahrhundert hindurch, von 96 bis 180 nach Christi Geburt) für das römische Reich. Nerva verband die Wunden, die die Tyranney dem Staate geschlagen; Trajan erwarb das Lob der größten und besten unter allen denen, die Augusts Thron bestiegen; Hadrian zeigte nach einer kriegerischen Regierung, wie sehr der Genuß und die Künste des Friedens beglücken, und bey Antonin sah man die Tugend, bey Mark Aurel die Philosophie auf dem Throne. Diese Zeiten waren nicht günstig für die Barbaren, welche sich von dem Ueberflusse der römischen Provinz bereichern wollten. Trajan, ein unwiderstehlicher Krieger, stellte überall die alte Gränze des Reichs wieder her, und verschaffte ihm durch herrliche Thaten bey allen es umgebenden Völkern die verlohrne Achtung. Am Rhein und an der Donau wurden die Anwohner, welche aus dem Innern vorgerückt waren, wieder zurück gedrängt. Von der Donau dehnte man sich vorwärts bis an die Altmühl und den Kocher aus; vom obern Rheine bis an den Neckar; am Main ward ein Kastell gegen die Katten gebaut; weiter unten erstreckte sich die römische Herrschaft diesseits meistens bis auf den Gipfel der Gebirge, die das Stromgebiet

des Rheins umschreiten. Inner diesen Gränzen begann aufs Neue römisches Leben und römische Kultur. Man theilte Land unter frische Ankömmlinge aus Gallien aus, gab ein löbliches Beyspiel des Acker- und Weinbau's, errichtete feste Plätze, baute Strassen und hielt durch starke Besatzungen die feindseligen und rohen Anwohner im Zaume. Noch vollkommener und sicherer, als es durch Waffen geschehen kann, suchte der vielseitig gebildete und thätig für geistige Bildung arbeitende Adrian den letztern Zweck zu erreichen. Denn höchst wahrscheinlich war es der den berühmten Gränzwall, welcher von Pföring an der Donau, durch den Nordgau und das nördliche Schwaben, bis an den Main sich hinzieht, angelegt hat; — ein ungeheures Werk, dem von der über seine Größe staunenden Nachwelt der Name der Teufelsmauer beygelegt wurde.

Unter der Regierung des Mark Aurel standen mit einem Male die sämtlichen Völkerschaften, welche in den nordöstlichen Gegenden des freyen Germaniens von der Donau bis an den mitternächtigen Ocean wohnten, mit grosser Heereskraft auf, und fielen in die jenseits der Donau liegenden römischen Länder ein. Es ist aus den dürftigen und widersprechenden Nachrichten der Geschichtschreiber dieser Zeit nicht ersichtlich, wo-

durch diese grosse Bewegung veranlaßt worden. Vielleicht daß diese Völker, durch den Druck anderer hinter ihnen wohnenden Nationen fortgestossen, einer unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgaben, die für sie wenigstens nicht in dem unglücklichsten Augenblicke kam, da die auf einem ungeheuern Flächenraum vertheilte römische Kriegsmacht, und die Unglücksfälle, die zu gleicher Zeit das Reich trafen, die Schwierigkeiten des Angriffs sehr verminderten. Zwar führte der erste Zug, den die Katten gleich nach Mark Aurels Thronbesteigung (161 nach Christi Geburt) nach Rhätien unternahmen, zu keinem grossen Erfolge, indem sie von dem Legaten Viktorinus wieder zurück getrieben wurden. Als aber darauf die Parther sich empörten, und ganz Asien der römischen Herrschaft zu entreißen drohten, und Pest, Hunger und Ueberschwemmungen die meisten Provinzen des Reichs mit unsäglichem Jammer und Elend erfüllten, da glaubten die Barbaren ausführen zu müssen, was ihnen das Verhängniß so günstig vorbereitet hatte. Es erhuben sich die Markomannen, und im Verein mit ihnen die Quaden, die Sarmaten und andere Völker des Nordens, verheerten Pannonien und Illirien, und schickten sich an, in Italien einzudringen. Rom gerieth in die äus-

serste Bestürzung. Man gelobte und brachte den Göttern unermeßliche Opfer, um sie zu versöhnen, und nahm alle diejenigen gottesdienstlichen Uebungen vor, welche sonst nur in den Zeiten der äußersten Noth gebraucht worden waren. Der Kaiser trat, mit seinem Regierungsgehülfen Lucius Verus, an die Spitze der bewaffneten Macht, zog dem Feinde entgegen, und stieß in der Nähe von Aquileja auf seinen Vortrab. Es kam zu einem entscheidenden Treffen, in dem das Glück den Barbaren den Rücken wandte. Nach einer grossen Niederlage wandten sie um; verfolgt von den Römern, wurden sie in den Alpen noch zu verschiedenenmalen geschlagen; und nachdem sie über die Gränzen der Provinz vertrieben waren, kehrten die Sieger glorreich, und ohne beträchtlichen Verlust, wieder nach Rom zurück. (169 J. n. Chr. Geb.)

Diese Unglücksfälle erstickten den Muth zu neuen Unternehmungen in den Völkern des Nordens nicht. Sie schienen blos in ihre Wohnsitze zurück gekehrt zu seyn, um zu kräftigern Operationen neue Hülfsmittel herbey zu holen. Nachdem sie den Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, Vindex, an der Donau, mit einem Verlust von zwanzigtausend Mann geschlagen hatten, wälzte sich das Heer abermals gegen die Alpen

einher, um die Gefilde Italiens zu überschwemmen. Die vor ihnen fliehenden Römer wurden bis nach Aquileja verfolgt, und schon schien die Stadt vor dem Ungestümme der Barbaren zu erliegen. Da kam der Kaiser, an der Spitze einer ansehnlichen Macht herbey, und das Glück war ihm auf demselben Schlachtfelde, das ihm früher schon so glänzende Trophäen gereicht hatte, abermal günstig. Der Feind wurde geschlagen, und Italien und die nördlichern Provinzen von ihm befreyt. Aber es war nicht möglich, durch eine Niederlage alle Gefahren, die er bereitete, abzuwenden. Der Krieg dauerte, unter abwechselnden Erfolgen, noch fünf Jahre fort. Meistens blieben aber die Römer der überlegene Theil; oft machten sie Streifzüge tief in das Innere von Germanien, und rächten mit Feuer und Schwert das Böse, was die Bewohner des Landes zuvor ihren Mitbürgern angethan hatten. Allmählich ward der Feind ermüdet; er nahm Friedensbedingungen an, die der Sieger ihm vorschrieb, und triumphirend kehrte Mark Aurel nach Rom zurück.

Der Drang der nordischen Völker, sich auf den Süden zu werfen, und ihre öden, sumpfichten Wüsten mit seinem freundlichern Gelände zu vertauschen, der nachher die ganze bekannte Welt

umkehrte, schien aber um diese Zeit schon unwiderstehlich. Kaum hatte der Kaiser ihre Gränze verlassen und die Besatzungen in dem vorliegenden Gebiete vermindert, als die Barbaren sogleich wieder zu den Waffen griffen. Und zwar dräute ihre Macht dießmal fürchterlicher, als zuvor nie. Alle Nationen von der Gränze Illirikums bis nach Gallien waren auf, und im festen Bunde mit den Markomannen, zum Untergange Roms verschworen. Nie hatte in solcher Stärke der Norden sich erhoben, nie so planmässig seine Kräfte vereinigt. Seine Bewegungen erfüllten alles Land jenseits der Donau und der Alpen mit neuen Schrecken. Um des drohenden Andrangs sich zu erwehren, nahm der Kaiser, dessen Heere durch Pest und Krieg aufgerieben waren, und der im Unglück der Zeiten alle Kassen des Staats erschöpft sah, ausserordentliche Maaßregeln. Die Fechter und die Strassenräuber aus Dalmatien wurden unter die Legionen eingetheilt. Man nahm teutsche Miethlinge in Sold, um sie gegen ihre Landsleute anzuführen. Den Provinzen wurden ausserordentliche Steuern auferlegt. Selbst der kaiserliche Schmuck, die reichen, von Adrian gesammelten Schätze, und viele Meisterstücke der Kunst wurden in einer zwey Monate dauernden Versteigerung verkauft. Als diese Anstalten ge-

troffen waren, zog der Kaiser zum Schutze des römischen Reiches aus, schlug die Barbaren aus den Provinzen zurück, drang auf einer Schiffbrücke über die Donau in ihre Länder ein, verbrannte ihre Niederlassungen und Vorrathshäuser, und verwüstete bald siegend, bald unterliegend ihre Gauen. Er starb, ohne daß er durch Waffenmacht die Feinde zur Ruhe gebracht hätte. Doch stellte er dem Reiche die alte Donaugränze wieder her, und einige der überwundenen Völker verpflanzte er sogar nach Italien. Sein unwürdiger Sohn und Thronfolger Kommodus fand aber diese Kämpfe zu unbequem und zu gefährlich. Er beruhigte die Nordgränze des Reichs, indem er den an dieselbe anstossenden Nationen Tribute bezahlte.

Wenn es gleich in allen diesen Feldzügen den Germanen nicht gelungen war, festen Fuß im römischen Gebiete zu fassen, und wenn gleich die weiten Märsche und die blutigen Niederlagen die Zahl ihrer bewaffneten Männer sehr verminderte, so wurden sie doch, auch durch die mißlungenen Unternehmungen, den Römern immer gefährlicher. Der Anblick der schönen blühenden Länder, die sie durchzogen, und der Reichthümer, womit dieselben erfüllt waren, reizte in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt die Begierde, die arme, ge-

nutzlose Heimat mit jenen freundlichen und üppigen Gefilden zu vertauschen, und zu herrlich waren die Güter, welche jenseits des Rheins und der Donau zu ihrem Empfange einluden, als daß man um des ersten verfehlten Versuches willen, zumal bey diesem kräftigen, kühnen Sinn, die Hoffnung hätte aufgeben sollen, bey wiederholter Anstrengung ihrer endlich doch theilhaftig zu werden. Dabey mußten die Teutschen in den Künsten des Krieges immer mehr eingeweiht werden, je länger sie dieselben den Römern gegenüber übten. Viele von ihren Häuptern waren in der Hauptstadt selbst in die Schule gegangen; die andern lernten auf dem Schlachtfelde dem Feinde seine Vortheile ab. Dadurch wurde die Parthie immer ungleicher. Eher hatten die Germanen der Intelligenz der Römer blos ihre physische Kraft entgegen gesetzt; nun wußten sie die letzte auch mit Einsicht und nach überdachten Planen zu lenken. Was aber ihnen endlich die entscheidende Ueberlegenheit geben mußte, war die zu dieser Zeit allmählich erfolgende engere Vereinigung ihrer Macht. Seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts verschwinden nämlich die Namen der vielen einzelnen teutschen Völkerschaften immer mehr aus der

Geschichte, und es erheben sich die grossen und zahlreichen Nationen der Franken, Allemannen, Sachsen und Gothen, jede in einen Körper verbunden, und von einem Willen gelenkt. Es scheint nicht, daß diese Vereinigung ein Werk freyen Entschlusses war, ob wohl die Beyspiele, die Heermann früher durch den Bund der Cherusker, und Marbod durch den der Markomannen gegeben hatte, ein solches System empfehlen konnten. Vermuthlich verminderten sich schon durch die innern Kriege, die nach Heermanns Tod lange in Germaniens Gauen wütheten, die einzelnen Stämme, indem sich der eine den andern unterwarf; in dem heftigen, mehrere Jahre dauernden Streit mit Mark Aurel aber mußte die Nothwendigkeit der Vereinigung immer deutlicher ersehen werden, und indem man gleiches Interesse gegen den gemeinschaftlichen Feind theilte, und sich gewöhnte, in den Lagern unter einander zu leben, floß man auch leicht in eine politische Masse zusammen, zumal da solche Zeiten energischen Männern günstig sind, wenn sie streben, das Mannigfaltige und Zerrissene unter sich zur Einheit zu bringen. Dieß Zusammenfliessen aus mehrern Stammhorden drückt schon

der Name Allemannen aus, *) welche um das Jahr 213 unter Karakalla, zuerst zum Vorschein kommen. Sie hatten vorzüglich aus den Trümmern des Markomannischen und Suevischen Bundes sich gebildet, und sassen in den Gegenden zwischen dem Rhein, Mayn, Neckar und der Donau. Die Franken werden zuerst unter Valerian und Gallien (i. J. 223.) genannt. Ihr Hauptstamm waren die Völker, die einst zum Cheruskischen Bunde gehört hatten. Sie wohnten längst des Rheins, von der Lahn bis in die Niederlande, und verschafften sich auch bald bleibende Wohnsitze jenseits des Stroms. Gott hatte diesem Volke eine grosse Bestimmung in der Weltgeschichte angewiesen! — Die Sachsen, welche ursprünglich in Hollstein und Schleßwig wohnten, und ihre wichtigste Verstärkung durch die in diesen Gegenden sitzende mächtige Nation der Chaucen erhalten zu haben scheint, senkten sich allmählich weiter gegen Süden herab, und breiteten sich auch jenseits der Elbe aus. Sie wurden später

*) „Alemanni communes sunt variis ex nationibus collecti, id ipsum apud eos significante vocabulo." Agathias Hist. Lib. I. ed. Par. p. 536.

durch ihre Unternehmungen zur See den meisten benachbarten Küsten furchtbar. Das berühmte Volk der Gothen aber hatte seine Ursitze in dem heutigen Königreiche Preussen, zu beyden Seiten der Weichsel, zog im zweyten Jahrhundert gegen die nordwestliche Küste des Pontus Euxinus herunter, und begann im dritten Jahrhundert seine nimmer wieder aufhörenden Einfälle in die Provinzen des Kaiserthums. Die Mehrheit der Nation, die nun an die Mündungen der Donau sich angesiedelt hatte, hiessen die Ostgothen, die aber, welche weiter aufwärts am Strome, in Dacien, hausten, die Westgothen.

Indem die nordischen Völker ihre Kräfte auf diese Weise entwickelten, und koncentrirten, wurden sie dem römischen Reiche um so gefährlicher, da an ihm bereits alle Symptome eines alternden, seiner Auflösung sich annähernden politischen Körpers sichtbar waren. Beynahe waren tausend Jahre seit Erbauung von Rom verflossen; und wir kennen wenige Staaten in der Weltgeschichte, die nicht in einer kürzern Periode ihren Kreislauf vollendet hätten. Zwar umschrieb das Reich nie eine solche Macht von Land und Leuten, als unter Trajan; und nie war es so weise, gerecht und kraftvoll regiert

worden, als unter den Antoninen. Aber alle diese Macht und Herrlichkeit war nur der „Glanz einer schönen Abendröthe.“ Mit Mark Aurel gieng das Ansehen und das Glück der Römer unter, und einige flüchtige Momente abgerechnet, kehrte das eine und das andere nie mehr wieder, bis endlich das Ganze in Trümmer fiel. Eine lange Reihe lasterhafter oder unfähiger Regenten vernichtete schnell das meiste Gute, was durch die trefflichen Monarchen des zweyten Jahrhunderts gegründet worden war, und den wenigen bessern, die unter ihnen erschienen, ließ das Verhängniß nicht Zeit, dem raschen Gange des herrschenden Verderbens zu steuern. Das Reich war zu groß geworden, als daß es nicht unter seiner eigenen Last hätte erliegen müssen; denn nur selten schickt die Vorsehung Köpfe, die eine solche Riesenhülle zu erfüllen vermögen. Dadurch ward der Ehrgeiz und die Herrschsucht im Innern unaufhörlich gereizt, und überall bot die unermeßliche Gränze den anwohnenden Barbaren schwache und verwundbare Punkte dar. Dieß hatte die weitere Folge, daß das Kriegsheer sich allmählich über alle andere Stände empor schwang, und sich als die eigentliche Kraft und Axe des Staates betrachten lernte. So geschah es, daß nicht nur der

militärische Despotismus die Gefühle der Humanität und die Gesetze verstummen machte; die Soldaten setzten die Imperatoren nach Belieben ab und ein, und versteigerten mehr als einmal das Reich — das in ihren Händen als eine Beute erschien, an den Meistbietenden. Der Reichthum hatte die alten Familien weichlich und feig gemacht; die Schwelgerey und das Verderbniß der Sitten ließ keinen grossen Mann mehr aufkommen; wenigstens stand ein solcher, in der allgemeinen Erschaffung, einsam, wie in der Wüste. Die verdorbene Generation suchte gegen das um sich greifende Elend sich zu retten, indem jeder Einzelne selbstsüchtig sich isolirte. Die Philosophie war in einen erbärmlichen Mysticism, die Religion in elenden Aberglauben ausgeartet. Kein klassischer Dichter erhub seine Stimme weiter vor den unkeuschen Ohren; die Geschichtschreiber wurden kalte Erzähler, oder fade Deklamatoren. Wenn ein Staat, an dessen Innerm solche Fäulniß nagt, auch noch von äussern Stürmen ergriffen wird, so ist sein Untergang unvermeidlich.

Die ersten heftigen Stösse erhielt das römische Reich von seiner Nordseite, von den Gothen, welche, wie wir wissen, in grosser Macht und bewegt von kriegerischem Sinne, an der

Westküste des schwarzen Meers sich angesiedelt hatten. Schon seit Karakalla (i. J. 215.) war ihr Name so furchtbar geworden, daß die Kaiser sich veranlaßt sahen, durch Geschenke und Tribute sie in guter Laune zu erhalten. Aber unter Decius, (248 — 251.) der es für unwürdig achtete, daß der Nachfolger der Cäsaren fremden Völkern steuerbar sey, brachen sie mit unermeßlicher Heereskraft aus ihren Steppen hervor, giengen über die Donau, überschwemmten Thracien, und setzten ihre Verwüstungen bis nach Thessalien fort. Da gieng der Kaiser den wilden Horden entgegen, und lieferte ihnen eine grosse Schlacht, in welcher ihnen dreißig tausend Mann erschlagen wurden. Die Unternehmung schien zum Vortheile der Römer entschieden; aber Decius hatte in der Person seines Feldherrn Gallus einen Verräther an der Seite, der ihn durch trügerische Kunst aus dem Wege zu räumen suchte, damit er sich selbst der Krone bemächtigen könnte. Von ihm verleitet, richtete der Kaiser seinen Marsch durch einen engen Paß, wo die, von dieser Bewegung benachrichtigten, Gothen ihn unversehens überfielen. Ein Pfeilschuß tödtete den Sohn des Monarchen an der Seite des Vaters. Eingeschlossen, und von allen Seiten

gedrängt, entfiel dem Herrn der Muth. Alles war verlohren. Decius zog — im Geiste der alten Heroen seines Volkes — den Tod der Schmach der Gefangenschaft vor. Er stürzte sich, samt seinem Pferde, in einen Sumpf, der ihn verschlang; so, daß sein Leib nicht mehr gefunden wurde. Gallus erhielt, zum Lohne seiner Verrätherey, die römische Krone. Aber er schändete seine Würde, indem er von den Gothen den Frieden erkaufte, und sich verbindlich machte, ihnen die bisherigen Jahrgelder auch in der Zukunft zu bezahlen. Bald ward es jedoch dieses Volk müde, blos zu empfangen, was die Verträge ihm bewilligten. Daher begann es wenige Jahre nach diesem Frieden (i. J. 258. ff.) die Feindseligkeiten aufs Neue, verwüstete und plünderte die schönen Provinzen von Asien und Griechenland, und eroberte sich endlich feste Sitze in Dacien. (275.)

Während die östlichen Gegenden des Reichs durch diese Anfälle erschüttert wurden, sahen sich die Provinzen des Abendlandes durch die gegen sie gerichteten Unternehmungen der Franken und Allemannen nicht minder geängstiget und beunruhigt. Die erstern erhuben sich (i. J. 263.) in unzählbarer Menge in ihren Wohnsitzen am Rheinstrome, drangen in Gal-

lien ein, rückten von da nach Spanien vor, und segelten sogar an die Küste von Afrika hinüber. Alle diese Länder wurden von ihnen geplündert, und da sie sich zwölf Jahre lange in denselben behaupteten, hinderte sie nichts, sich aller ihrer Reichthümer zu bemächtigen. Zur nämlichen Zeit giengen die Allemannen über die Alpen, und kamen (i. J. 260.) nach Ravenna und (268.) bis Verona, grosse Beute erwerbend und scheußliche Verheerungen anrichtend. Unter Aurelian fielen die letztern, mit noch grösserer Macht in Italien ein, verwüsteten die Ebenen am Po, und füllten Rom mit Bestürzung und Schrecken, wie in den Tagen der Cimbrer. Umsonst schlug man die sibyllinischen Bücher auf; umsonst suchte man den Zorn der Götter durch Opfer und Prozessionen zu versöhnen. Das römische Heer erlitt eine fürchterliche Niederlage bey Piacenza. Es schien um das Reich geschehen. Aber zum Glücke benutzten die Teutschen die Vortheile nicht, welche ihnen der Sieg dargeboten hatte. Aurelian fand Zeit seine Kräfte wieder zu sammeln; und schnell ward durch seine Thätigkeit und durch seinen Muth Italien gerettet.

Im zwey hundert und fünf und siebenzigsten Jahre nach Christi Geburt wurde der Panonier

Probus auf den römischen Thron erhoben, ein vortrefflicher Regent, der das Reich wieder zu seinem alten Glanze gebracht haben würde, wenn ihn das Schicksal länger an dessen Spitze erhalten, und wenn Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit noch zugereicht hätten, es in seinem Falle zu hemmen. Schwer traf seine rächende Hand die Germanischen Völker, welche bisher die Provinzen theils verheeret, theils erobert hatten. Er griff dieselben in Gallien an, brachte ihnen mehrere grosse Niederlagen bey, machte sich das ganze Land wieder unterwürfig, zog siegreich über den Rhein, und breitete seine Eroberungen bis an den Neckar und das Alpgebirge *) aus. Da kamen die Fürsten der erschreckten Franken und Allemannen und baten um Frieden, gaben die gemachte Beute wieder zurück, brachten Steuern und Geschenke, verbürgten ihre Treue durch Geiseln, und legten ihre und ihrer Völker Waffen vor dem Sieger nieder. Probus begann abermals feste Niederlassungen diesseits des Rheins zu gründen. Es wurden Kastelle und Wohnplätze erbaut,

*) Dieses versteht Pfister (Geschichte von Schwaben rc. 1. S. 53.) unter der Alba des Vopiscus. Minder wahrscheinlich finden andere hier die Altmühl oder gar die Elbe.

den Besatzungen Ländereyen ausgetheilt, und die Kultur des Bodens thätig gefördert. Es schickte sich alles wieder zu dem Leben an, das in den Tagen des Drusus in den teutschen Gauen begonnen hatte. Aber das löbliche Werk der Civilisirung überlebte seinen Stifter nicht lange. Nach ungefähr zehn Jahren wurde es durch neue Stürme schnell wieder vernichtet; doch sind von dem edeln und kräftigen Wirken dieses Kaisers auf teutschem Boden Denkmale bis in unsre Tage übrig geblieben.

Von den Franken, welche er überwunden, hatte er eine grosse Anzahl nach Thracien versetzt, daß sie sich dort ansiedeln, und ihr Vaterland vergessen sollten. Aber unvergeßlich ist dem rohen Sohne der Natur der heimatliche Boden. Die verpflanzten Franken ertrugen die ferne Fremde nicht, und die Sehnsucht nach ihren Wäldern, Gebirgen und Strömen begeisterte sie zu einer abentheuerlichen Unternehmung. Sie bemächtigten sich der Fahrzeuge, die an ihren Ufern lagen, brachten ihre Weiber und Kinder und ihre arme Haabe auf dieselbe, steuerten durch den Hellespont, plünderten die Küsten von Griechenland und Afrika, so wie das reiche Sicilien, giengen dann an den Säulen des Herkules vorüber in das Weltmeer, und

langten endlich nach grossen Gefahren, die sie mit hoher Kühnheit beschworen, reich an Beute, an den vaterländischen Ufern an. Das Alterthum kennt wenige Unternehmungen, wobey so viel gewagt worden, und das Ende das Werk so schön gekrönt hätte. Deßhalb wurde diesen Abentheurern von Freunden und Feinden das lauteste Erstaunen.

Der gefürchtete Name des Probus hatte die Barbaren im Norden der Monarchie im Zaum gehalten. Aber kaum hatte der treffliche Held die Augen geschlossen, als an der Donau und am Rhein wieder alles auf war, und die Gränzlande der Monarchie die alten Bedrängnisse wieder erneuert sahen. Es war in diesen Völkern keine Ruhe mehr; unwiderstehlich trieb sie ihr Verhängniß fort, ihre Bestimmung, die in Roms Untergange lag, zu vollenden. Diokletian (von 284 — 304.) glaubte das Reich dadurch retten zu können, daß er die Last seiner Regierung auf mehrere Schultern vertheilte. Er nahm erst einen, und dann drey Gehülfen an, so daß das Reich, jedoch ohne daß der Grundsatz der Einheit verletzt werden sollte, in vier Theile zertrennt ward. Diese sehr bedenkliche Maaßregel führte anfänglich, so lange nämlich Diokletian durch sein Ansehen ihre

Ausartungen hinderte, zu ihrem Ziele. Die Feinde der Römer wurden in Osten und Westen geschlagen; auch die germanischen Nationen, so fürchterlich ihr Andrang gewesen war, verlohren, nach mehrern blutigen Niederlagen, die Lust, sich wieder an den immer siegenden Feinden zu versuchen. Aber so bald die auswärtigen Gefahren abgewandt waren, geriethen die vier Cäsaren unter sich selbst in heftige Zwiste. Jeder wollte sich über den andern erheben; alle strebten nach der Alleinherrschaft. Es kam eine traurige Zeit innerlicher Kriege und Verwirrungen.

Konstantin, den christliche Historiker den Grossen genannt haben, weil er das Interesse ihrer Parthey unterstützte, während der ächte Christianism durch ihn entehrt ward, erlaubte sich, um alle Macht an sich zu reissen, jedes seinem Zwecke dienende Mittel; und da er, bey vollendeter Unsittlichkeit, Verstand und Muth besaß, konnte es nicht fehlen, daß seine Nebenbuhler ihm unterlagen. Das muß man einräumen, so sehr auch seine Treulosigkeit, seine schändliche Politik und seine Grausamkeit, Haß gegen den Tyrannen erregen, daß er mehr als irgend einer der frühern Beherrscher des wan-

kenden Reichs, nicht nur begriff, daß und wie geholfen werden müsse, sondern auch in der Anwendung seines Begriffs eine Energie und eine Unabhängigkeit des Geistes bewährte, wie man sie vor und nach ihm an keinem der Cäsaren wahrnahm. Er beschloß eine gänzliche Wiedergeburt des Staats. In den neuen Formen des politischen Lebens meinte er, müßte auch ein neuer Geist erwachen. Der Kaisersitz ward von Rom nach Byzanz verlegt. Die Tempel und Götter des Heidenthums wurden verlassen; der Christianismus erhielt den Vorzug der Staatsreligion. Der Senat, dreyhundert Jahre lang immer noch als ehrwürdige Trümmer aus den Zeiten der Republik neben dem Throne so vieler unbändigen Tyrannen bestehend, verlohr alles Ansehen. Die willkührliche Gewalt des Kriegsheers ward gezähmt. In einer schönen Stufenfolge öffentlicher Behörden erwies sich das kräftige Leben der Staatsadministration; an ihrer Spitze stand der Kaiser; es war der strengste Begriff der Alleinherrschaft realisirt; alle wirkenden Kräfte waren nur Organe des Einen, der das Ganze umspannte, und selbstständig lenkte. Neue Ordnungen erhielt die Armee und das

Finanzwesen. Der Staat bildete einen, nach dem Subordinationssysteme angelegten, vollendeten und kraftvoll sich bewegenden Organismus. Diese Einrichtungen bewährten sich auch in ihren Erfolgen. Die innern Empörungen hörten auf. Die nordischen Völker hielten sich meistens ruhig in ihren Gränzen, nachdem der Kaiser die über die Donau eindringenden Gothen zurück geschlagen, und ihr Heer um mehr als hunderttausend Mann geschwächt hatte. Alles huldigte der Macht des so glänzend regierenden Monarchen. Selbst die Nationen des fernen Indiens schickten Boten, um ihm das Anerkenntniß seiner Oberherrschaft zu erklären.

Konstantins Schöpfung konnte ihn nicht überleben, weil nach seinem Tode sich niemand fand, der die Kraft gehabt hätte, sie zu erhalten. Das Reich ward unter seinen drey Söhnen getheilt; und dieß war die Losung zu verderblichen innern Kriegen und Zerrüttungen. Konstantin, der Zweyte, wurde von Konstans, Konstans von dem teutschen Anmasser Magnentius, und Magnentius von Konstantius gestürzt, so daß die Alleinherrschaft wieder auf den letztern kam; aber dieser

verächtliche Wohllüstling vermochte nicht, der Regierung das verlohrne Ansehen zu geben; im Gegentheil wurde, durch das Beyspiel seines lasterhaften Hofes und durch die Schlechtigkeit der Menschen, die sich zu den ersten Stellen vorgedrungen hatten, das Verderben immer unheilbarer. Im Osten von Persern und Gothen, und im Westen von Franken und Allemannen grausam und glücklich bekriegt, schien der erschütterte Staat unrettbar verlohren.

Da ernannte Konstantius seinen Vetter Julian zum Cäsar, und schickte ihn nach Gallien, um die von den Barbaren überschwemmte Provinz zu befreyen. Er fand das Land in einem traurigen Zustande. Grosse Strecken desselben waren verheeret; fünf und vierzig Städte geplündert. Häufig hatte der Schrecken die alten Einwohner aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Mit einer kleinen Macht stand Julian den zahllosen germanischen Horden gegenüber; aber sein Geist siegte über die Menge. Die Feinde hielten ihm selten Stand; aber wo er sie ereilte, wurden sie von ihm geschlagen. Endlich gelang es ihm, durch einen herrlichen Sieg, den er (i. J. 357.) über ihre Hauptmacht

erfocht, nicht nur die Provinz zu retten, sondern sich auch den Weg in das jenseits des Rheins liegende Land zu eröffnen. Die von einem neuern sehr schätzbaren Historiker *) gegebene Darstellung von dieser Schlacht enthält mehrere treffende Züge aus dem Geiste und den Sitten jener Zeit, weßwegen wir uns hier deren wörtliche Wiederholung erlauben.

„Es sammelten sieben Anführer der Allemannen ihre Schaaren und lagerten um Argentoratum (Straßburg). Auch die Gauen Condomads und Vadomars traten zu dem vereinten Heere, nachdem der erstere, weil er den Frieden nicht brechen wollte, ermordet war. Drey Tage und drey Nächte währte der Zug über den Rhein. Ihren Muth erhob ein Ueberläufer, durch die Nachricht, daß dem Julian kaum noch dreyzehntausend Soldaten übrig seyen. Mit kühnem Trotze erschienen ihre Gesandten, und sprachen zu Julian: „Er sollte dieses „Land räumen, das ihre Tapferkeit erkriegt hätte. „Entweder müßte es bey den Schriften bleiben — (sie zeigten wohl die Verträge des Konstantius) —

*) Pfister a. a. Orte, S. 71. ff.

„oder es müsse eine Schlacht entscheiden.“ Der Cäsar blieb unbeweglich. Er behielt die Gesandten, und fuhr fort, die Verschanzungen von Zabern, welche die Barbaren niedergerissen hatten, wieder herzustellen. Indessen sah er keinen Ausweg, als die zweifelhafte Schlacht. „Ihre einzige Rettung liege in ihrer Tapferkeit,“ sprachen alle Soldaten aus Julians Mund nach. Die Anführer glaubten, man müsse die Barbaren angreifen, so lange sie noch in Haufen stünden; und nun rückte Julian ihnen entgegen. Auf einem Hügel, wo eben die Erndte reif war, standen die ersten Wachen der Allemannen; die Römer fiengen einen Fußgänger, und befragten ihn um die Stärke seines Volks. Hinter dem Hügel aber wurden die Römer der dichten Schaaren der Barbaren ansichtig, und ihre Führer machten Halt. Auch die Allemannen standen stille, und ordneten ihre Haufen mit Klugheit. Sie stellten nach der alten Sitte auserlesene Fußgänger unter ihre Reuter, damit einer den andern, besonders gegen die geharnischten Römer, unterstützen möchte Ein anderer Theil wurde in tiefe Laufgräben gelegt, um unversehens aus dem Hinterhalte hervor zu brechen.“

„Es führte aber alle diese streitbaren und wilden Völker, Chnodomar und Serapio, höher an Macht, als die übrigen Fürsten. Chnodomar, der Urheber dieses ganzen Krieges, kennbar durch eine feuerfarbene Binde um den Haarbusch, erschien an der Spitze des linken Flügels, wo der heißeste Kampf erwartet wurde, an Grösse und an Muth über alle hervorragend, trotzig und kühn, auf einem wilden, schäumenden Hengst, in der starken Rechten einen ungeheuern Wurfspieß ausreckend, von ferne ausgezeichnet durch den Glanz seiner Waffen; längst ein tapferer Krieger, und nun vor allen ein geschickter Heerführer. Den rechten Flügel lenkte Serapio, kaum ein bärtiger Jüngling, aber über sein Alter unternehmend, ein Sohn Mederichs, eines Bruders von Chnodomar, sonst Agenarich genannt; aber sein Vater, der als Geißel in Gallien griechische Geheimnisse erlernt, hatte ihm den Namen Serapio gegeben. Diesen folgten die übrigen fünf Fürsten mit Namen Westralf, Urius, Ursicin, Suomar, Hortar, und zehn von fürstlichem Stamme, und ein grosses Gefolge von Edeln, und fünf und dreyßig tausend streitbare Männer aus verschiedenen Völkerschaften,

theils durch Sold, theils durch gegenseitige Bündnisse vereint.“

„Da nun die Schlachthörner ertönten, stürzten die Allemannen in vollem Laufe auf die römische Reuterey, mit drohenden Gebärden ihre Speere in den Rechten schwingend. Grausig starrten ihre Haare, und aus den Augen blitzte wildes Feuer. Mit erbittertem Ungestümm stießen die Streitenden aufeinander, also, daß ein dichter Staub sich erhub, und die Luft von dem Geschrey der Siegenden und Fallenden erfüllt ward. Schon war die Reuterey der Römer geschlagen, und die Allemannen brachen nun mit schrecklichem Geschrey in die Linie des Fußvolks ein. Es erscholl ihr Marlied, zuerst mit einem dumpfen Geräusche, dann stärker und heftiger, wie die Hitze im Kampfgewühle stieg, gleich den tobenden Wellen, wenn sie an die Felsen schlagen. Die Allemannen entbrannten aufs Neue und hieben die Schilddächer der Römer durch; die batavischen Söldner thaten trefflichen Widerstand; aber die Allemannen, immer grimmiger und wilder, drohten alles zu vernichten. Ununterbrochen flogen ihre zahlreichen Geschosse und mit Eisen beschlagene Spiesse; ihre Schwerter drangen durch die Panzer, und die Verwundeten erhuben sich, bevor sie sich verbluteten, nochmals zum Gefechte. Lange

war germanische Kraft und römische Kriegskunst im zweifelhaften Kampfe.“

„Noch stürzte ein Haufen von Edeln mit ihren Gefolgen hervor, und brach durch die Reihen der Römer bis auf den Mittelpunkt. Hier drängte sich alles zusammen, und der Kampf wurde heftiger, denn zuvor. Jene, fest entschlossen, den Sieg mit ihrem Leben zu erkaufen, rafften alle Kräfte zusammen, um die Glieder der Römer zu trennen. Diese, als gewandtere Fechter, entgiengen leicht den schweren Streichen der Allemannen, und wußten dagegen die grossen, in der Hitze des Streits entblößten Kriegsmänner überall zu treffen. Je mehr sie darnieder streckten, desto muthiger wurden die Römer. Da nun aber Erschlagene auf Erschlagene gehäuft und die Römer doch nicht zum Weichen gebracht wurden, so erkaltete zuletzt der Muth der Allemannen, und alle ergriffen plötzlich die Flucht. Aber in ihrem Rücken war der Rhein, und die Römer verfolgten die zerstreuten Haufen mit ungesättigter Mordlust. Endlich warfen sich die meisten Allemannen in den Strom, um mit der letzten Anstrengung an das andere Ufer zu entkommen. Die Römer sahen vom Ufer das mannigfaltige Schauspiel, und warfen noch ihre Geschosse hinter den Schwimmenden her. Chnodomar hatte sein Gesicht

unkenntlich gemacht, und wollte das Lager und die Schiffe erreichen. Aber nahe bey dem Rhein fiel er mit dem Pferde in einen Sumpf, und da er mit seinem schweren Körper Mühe hatte, den nächsten Hügel zu erreichen, so wurde er von den nacheilenden Römern erkannt, und im Gebüsche umringt. Als er sah, daß er überall abgeschnitten sey, trat er kühn allein heraus und ergab sich. Aber seine Getreuen wollten ohne ihn nicht leben, und gaben sich mit ihm in die Gefangenschaft, zweyhundert an der Zahl, und drey seiner Vertrauten. Nun war der trotzige Held, wie von Natur alle Barbaren, im Unglück kleinmüthig, beugte sich beschämt vor Julian, und bat, nach seiner Art, um Vergebung. Dieser hieß ihn guten Muthes seyn, und ließ ihn darauf nach Rom bringen, wo er, wie einst der Anführer der Teutonen, als ein Riese angestaunt worden seyn mag. Chnodomar starb, weil er die Ruhe nicht ertragen konnte."

„Am Abende dieses Tages ließ Julian sein Heer mit Trompetenschall zusammen rufen, und die Erschlagenen zählen. Es waren von den Römern gefallen 243 und vier Anführer; von den Allemannen 6000 ohne die, welche im Fluß ihren Tod gefunden. — So endigte diese Schlacht, un-

gefähr in derselben Gegend, wo 400 Jahre zuvor Heervest gegen Cäsar gestritten." —

Der Sieger unternahm hierauf mehrere Feldzüge in den diesseits des Rheins liegenden Landen der allemannischen Fürsten, und zwang sie zur Ruhe und Ergebung, indem er entweder ihre Horden schlug, oder ihre Gauen mit Feuer und Schwert verheerte. Niemand vermochte ihm zu widerstehen. Sein Name ward allenthalben gefürchtet in diesen Gegenden; die zerstörten Rheinstädte baute er wieder auf; die alte Gränze des Reichs längst dem Strome ward hergestellt und gesichert; Gallien erhielt Friede, um die tiefen Wunden, die ihm in diesen verwüstenden Kriegen geschlagen wurden, zu heilen.

Aber kaum war der gefürchtete Julian gestorben (im J. 363.) als am Rhein und an der Donau wieder alles lebendig ward, um Gallien und Rhäzien zu überfallen. Teutschlands Boden schien unerschöpflich an Kriegsvolk, so wie dieß Volk an Raublust und Kraft. Ganz Gallien ward aufs Neue überschwemmt. Mühsam erwehrte Jovin, Feldherr des Kaisers Valintinian, sich des Andrangs der Barbaren. Endlich besiegte er sie durch Vorsicht und List. Da gieng der Kaiser selbst über den Rhein, schlug die wilden Feinde, und drang über den Neckar und die Quellen der Donau vor. Doch vermochte er

nicht, sich diesseits zu halten, und in einem Augenblicke grosser Gefahr rief er die Burgundianen gegen die Allemannen zu Hülfe. Zu gleicher Zeit fielen die Quaden in Illirien ein. Da war die Gegenwart des Kaisers dringend nothwendig. Er schloß Friede mit den Allemannen, und er durfte sich Glück wünschen, daß er noch die Rheingränze rettete.

Während Valintinian im Occident mit den Kriegen gegen die besagten Völker beschäftigt war, schien der Orient unter neuen gewaltigen Anstössen der Barbaren von teutschem Stamme unvermeidlich zu erliegen. In den weiten Steppen an der Walga und den Ufern des kaspischen Meeres geriethen, der Himmel weiß, durch welchen Antrieb erregt, die Hunnen in Bewegung, um sich neue Sitze im Süden zu suchen, — ein Volk, zahllos, wie der Sand am Meere, von wildem, häßlichem Aussehen und dunkelgelber Farbe, Tag und Nacht auf seinen flüchtigen Rossen zubringend, trefflich geübt in der Behandlung des Pfeilgeschosses, von Jugend auf an Raub und Krieg gewöhnt, mit den Pflanzen der Erde und Pferdefleisch sich nährend, ohne daß die einen und das andere erst durchs Feuer bereitet war, und bis zu dieser Zeit in Konstantinopel und in Rom auch nicht einmal dem Namen nach gekannt.

Diese gräßlichen nordischen Männer giengen (im J. 374.) über den Don und die gefrorene möotische See, und nachdem sie die Alanen vor sich hinweggedrückt hatten, fielen sie über die in Dacien, zwischen dem schwarzen Meere und der Theiß, wohnenden Gothen her. Umsonst widersetzten sich diese, mit ihrer gewohnten Tapferkeit, den wilden Horden. Allenthalben wurde ihrer Ueberzahl und ihrer Schnelligkeit der Sieg. Der gothische König Hermanreich verzweifelte an dem Heil seines Volkes, und gab sich selbst den Tod. Sein Nachfolger Vithimer erlag, auf dem Schlachtfelde, den feindlichen Waffen. Die Ueberwundenen zu vertilgen, schien der Zweck der grausamen Sieger.

In dieser grossen Noth schickten die Gothen Gesandte an den Cäsar Valens nach Konstantinopel, und baten, da sie nicht mehr im Stande seyen, sich in ihrer Heimat zu halten, daß ihnen Wohnsitze in Thracien eingeräumt werden möchten. Man bewilligte ihre Bitte, weil man durch ein so kriegerisches Volk der Macht des Reiches eine Verstärkung zu geben hoffte, (im J. 376.) und der römische Feldherr Lupicin erhielt den Auftrag, das ganze Geschäft in Ordnung zu bringen. Eiligst setzten die Gothen über die Donau, und priesen ihr Glück, als sie den

Strom, als eine Scheidewand zwischen sich und den grausamen Feinden, sahen. Aber Lupicin und seine untergeordneten Geschäftsleute leisteten nicht, was die leidende Treuherzigkeit von ihnen erwartet hatte. Sie liessen die armen Gothen an allem Mangel leiden, bereicherten sich von den geringen geretteten Resten ihres Eigenthums, und stillten an ihren Weibern, Töchtern und Knaben ihre viehische Lust. Dadurch ward das getäuschte Volk entrüstet, und verstärkt von einem andern Haufen seiner Landsleute, der sich den Weg über die Donau mit Gewalt gebahnt hatte, erhub es die rächende Hand gegen seine treulosen Quäler, schlug die römische Bedeckung, die es nach Thracien führen sollte, in die Flucht, plünderte die umliegenden Gegenden, machte sich Meister von allem Lande, von der Donau bis an den Hämus, und verstärkte und befestigte sich mächtig in der neuen Eroberung.

Der Kaiser Valens, nachdem die schwächern Heerhaufen, die er von Antiochien gegen die neuen Ansiedler ausgeschickt hatte, von ihnen waren zurück geschlagen worden, rief seinen in Gallien stehenden Bruder Gratian zu Hülfe, sammelte alle Macht, die er aufbringen konnte, um sich her, und zog mit derselben gegen die den Kaisersitz so

nahe bedrohenden Feinde aus. Gratian machte sich unverzüglich auf, und ermahnte den Beherrscher des Orients, ja nichts vor seiner Ankunft zu unternehmen. Zu seinem Unglücke verschmähte Valens diesen Rath; er wollte den Ruhm, die Barbaren besiegt zu haben, nicht mit dem Bruder theilen, indem der christliche Orient, längst schon seine Tapferkeit bewundernd, mit Ungeduld seinen Retter erwartete. Er griff in der Nähe von Adrianopel die Gothen an; (im J. 378.) aber fürchterlich ward seine Vermessenheit bestraft. Sein Heer ward dergestalt geschlagen und zerstreut, daß es, gänzlich aufgelößt, sich nicht mehr sammeln konnte. Der Kaiser selbst verlohr auf der Flucht das Leben. Seit der Schlacht bey Kannä, versichern die Geschichtschreiber jener Zeit, haben die Römer keine schrecklichere Niederlage erlitten. Die Gothen erschienen vor den Thoren von Adrianopel und Konstantinopel. Wären Ueberlegung und Plan in ihren Unternehmungen gewesen, so mußten diese Städte fallen, und es stand bey ihnen, dem römischen Reiche ein Ende zu machen. Aber da der Krieg für sie keinen höhern Zweck hatte, als Raub und Rache, so beschränkten sie sich darauf, in wilder Zügellosigkeit, diese ihre Absichten zu befriedigen, und verwandelten Thracien, Mösien und Illirikum bis zu den Julischen Alpen in Wüsteneyen.

Während dem Reiche im Morgenlande diese Gefahren bereitet wurden, ergriffen neue Erschütterungen die Provinz jenseits des Rheins. Kaum war hier Gratian aufgebrochen, um dem bedrohten Bruder zu Hülfe zu eilen, so glaubten die Allemannen, welche auf der Südseite des Bodensees wohnten, daß dieser Augenblick köstlich sey, um sich abermals an Gallien zu versuchen. Von mehrern andern Gauen verstärkt, drangen sie über die Eisdecke des Rheins in das Land ein. (im J. 378.) Da mußte Gratian auf den fernen Zug nach dem Orient verzichten. Er rief das Heer wieder zurück, und verstärkte es mit den in Gallien geworbenen Völkern, unter welchen die Franken, unter ihrem Fürsten Mellobaud, voll Hasses gegen ihre Stammsverwandten, mit größter Ungeduld den Tag der Schlacht erwarteten. Er erschien. Auf den Feldern von Argentaria traten die Heere gegen einander hervor. Die Allemannen erlitten eine grosse Niederlage. Der Sieger verfolgte sie über den Rhein. Die meisten retteten sich in ihre Wälder. Ein Theil der jungen Mannschaft nahm römische Kriegsdienste. So ward hier die Gränze abermal gesichert. Auch im Orient zähmte der neue Kaiser Theodos die gefürchteten Gothen,

und zwang sie zu einem seinem Interesse günstigen Frieden. Mehrere ihrer Horden wurden, als neue Ansiedler in Thracien und Phrygien, aufgenommen, und als Bundsgenossen dem Heere einverleibt. Dieser tapfere und verständige Monarch sah am Ende seiner Regierung die barbarischen Völker, scheu vor seiner Macht, an allen Gränzen beruhigt; so wie er der letzte unter den Cäsaren war, der das Reich in seiner Integrität seinen Nachfolgern hinterließ.

Aber indem er dasselbe zertheilte, legte er den Grund zu seinem Untergange. Arkadius erhielt den Orient, Honorius den Occident. Beyde waren durch Geistlosigkeit und Schwäche des Vaters unwürdig; der letztere bey seinem Regierungsantritte noch unmündig; dadurch bildete sich eine Ministerregierung, die immer gleich nachtheilig für die Regenten und für die Nationen ist; in Konstantinopel herrschte Rufin, in Rom Stilico. Aber nicht nur, daß das Reich zertrennt war; die Häupter beyder Hälften vergaßen bald den gemeinschaftlichen Ursprung, und es entwickelte sich ein herrschendes System von gegenseitiger Eifersucht, die nur in der Vernichtung des andern Theils ihre Befriedigung zu sehen schien. Der Orient setzte die immer nach dem Reichthum und dem angenehmern Leben des Südens gierigen

Barbaren dem Occident auf den Hals, ohne zu bedenken, was ihm selbst drohte, wenn die eine Hauptsäule von dem grossen Gebäude des christlichen Reichs gestürzt ward. So erregte der Hof zu Konstantinopel den fürchterlichen Sturm der Völkerwanderung gegen den Hof von Rom, und bald sah er auch denselben auf eine jämmerliche Weise untergehen. Es gehört unter die Wunder in der Geschichte, daß der erstere den letztern noch um tausend Jahre überlebte; aber es war ein verächtliches Leben, ohne Tugend, ohne Kraft und ohne Ruhm.

Stilico war ein kluger und tapferer Mann. Als Alarich, der König der Westgothen, erregt durch Rufins trügerische Künste, in Italien einfiel, (i. J. 400.) erfocht er über ihn einen glänzenden Sieg bey Pollentia, und machte ihn sogar zu seinem Bundsgenossen; und als ein anderer Haufe von 200,000 Männern desselben Volks, unter Radagais, das Reich angriff, schlug er ihn eben so siegreich zurücke. Sein Glück und sein Selbstgefühl hatten in ihm den Vorsatz erzeugt, die Krone dem Regenten zu entreissen, der sie so unwürdig trug; aber der von Honorius ertheilte Befehl, ihn zu erwürgen, kam der Ausführung seines Entschlusses

zuvor. Nun sah Alarich, wie leicht itzt seine frühern Absichten auf das verwaiste Rom ihm gelingen müßten; ein Theil des römischen Heers, erbittert über das Schicksal des geliebten Feldherrn, war zu den Gothen übergegangen. Da machte sich der König auf, erstieg mit den Seinen die Alpen, durchzog wüstend, und ohne Widerstand zu finden, die Gefilde Italiens, und erschien — während Honorius sich hinter den festen Mauern und Thürmen von Ravenna verborgen hatte — vor den Thoren von Rom. (i. J. 408.) Ringsum von den Barbaren eingeschlossen und geängstet, und in ihrem Innern durch Pest und Hunger verheert, sah sich die trostlose Stadt in der Macht der wilden Belagerer. Alarich forderte alle ihre Reichthümer und Sklaven, und als die Gesandte ihn fragten, was er ihnen denn noch zu lassen gedenke? erwiederte er trotzig: „das Leben!" Es war umsonst, daß alles kostbare Privateigenthum und alle Kleinode der heidnischen Tempel dargebracht wurden, um Friede und Sicherheit zu erkaufen. Die Bedingungen seyen, sprach der König, nicht erfüllt, rückte im folgenden Jahre wieder vor die Stadt, überließ sie drey Täge lang dem Muthwillen und der Raubsucht seiner Horden, und ernannte den

Präfektus Urbi Attalus zum Kaiser, den er aber bald wieder absetzte. Er verwüstete hierauf die Provinzen des untern Italiens, und starb in Kosenza, (411.) als er eben im Begriffe war, über Sicilien nach Afrika zu gehen.

Während die Gothen auf diese Weise Italien mit Schrecken und Elend erfüllten, wurden auch die germanischen Länder diesseits der Alpen der Schauplatz grosser Bewegungen. Von den Hunnen bedrängt, machten sich die Alanen, ein am rechten Ufer des Don wahnenden Volks, auf, um die ihnen abgedrungene Heimat mit einer andern zu vertauschen, nahmen ihren Weg nach Teutschland, (406.) zogen die Vandalen, Sueven und Burgunder mit sich fort, giengen über den Rhein, schlugen die Franken zurük, und verbreiteten sich über ganz Gallien, das sie nach ihrer Weise ausplünderten und verwüsteten. In demselben Jahre, in dem Alarich Rom seinen Horden aufopferte, drangen sie über die Pyrenäen vor, verwüsteten Spanien auf eine schrekliche Weise, und erhielten von den Römern, daß ihnen die grössere westliche Hälfte des Landes eingeräumt wurde, wo sie sich niederliessen. In Gallien erschien an der Spitze von Alarichs Gothen dessen Schwager Athaulf, setzte sich

in den aquitanischen und narbonensischen Theilen des Landes fest, und stiftete daselbst das westgothische Reich. Die Burgunder aber hatten sich an der Rhone und an der Aar angesiedelt. So machten denn die Barbaren in weniger als einem Jahrzehend grosse Eroberungen von dem abendländischen Kaiserthume, und in weiter Ferne von dem Vaterlande erklangen die Waffen und die Sprache der unwiderstehlichen Germanen.

Immer weiter breitete sich ihre Macht aus, und immer tiefer sank das römische Reich, während der dreißigjährigen Regierung Valintinians. Die Vandalen zogen (429.) aus Spanien nach Afrika hinüber, eroberten alle dortigen römischen Besitzungen, und gründeten daselbst unter ihrem Könige Genserich ein mächtiges Reich. Die Franken machten sich Meister von dem belgischen Gallien; die Sachsen, Angeln und Jüten setzten sich (449.) im Brittannien fest; andere aus dem Osten hervordringende Horden, von Gothischem und Hunnischem Stamme, liessen sich in Dalmatien und Illirien nieder. Der Kaiser ließ sich zur Ermordung des Aetius verleiten, des einzigen Mannes, der den wankenden Staat noch halten konnte, und ihn so glücklich gegen den

furchtbaren Hunnen Attila *) gerettet hatte; er bereitete sich dadurch selbst seinen Untergang. Sein Mörder Petronimus Maximus schwang sich auf den erledigten Thron (455.) und Eudoxia, die Wittwe des gestürzten Monarchen, gab gezwungen dem Anmasser ihre Hand. Um deßwillen unterließ sie nicht auf Rache gegen ihn zu sinnen. Auf ihren Ruf erscheint der Vandalenkönig Genserich mit einer grossen Flotte

*) Dessen Charakter Johannes Müller, in einer seiner frühern Schriften (Reisen der Päbste) unnachahmlich schön zeichnet in folgenden Worten: „diesseits der Theis, im Norden des Königreichs Ungarn, in einem sehr grossen Flecken, in einem hölzernen Pallast, unter einer unzählichen Menge streitbarer ungesitteter Hirten und Jäger, wohnte Attila, König der Hunnen, der Ostgothen, der Gepider, der mährischen, böhmischen, österreichischen, ja der meisten teutschen Völker. Er glaubte sich gebohren, alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geissel Gottes; den römischen Kaiser zu Konstantinopel nannte er seinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mann; jedes Volk war unter der Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; alles was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerspruch;

in der Mündung der Tiber. Der fliehende Kaiser Maximus wird von dem entrüsteten Pöbel zerrissen. Vierzehn Tage lang plündern die raubgierigen Horden das jammervolle Rom. Was Alarich übrig gelassen, wird vollends ent-

---

er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab Allen Befehl und wachte für Alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde, wegen einer verlohrnen Schlacht; er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergange büßte, als von Vicenza, von Momselice, von Pavia, von Mailand, nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Fluß Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlands der alten Beherrscher der Welt. Aber der Pabst Leo nahm den Bischofsstab in seine Hand, und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe dieses weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt. Athaulf sey in der Blüthe seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom von Leo gerettet.“ Joh. v. Müllers sämmtliche Schriften. 8. S. 21.

fremdet und zerstört. Gräßlich wüthen die Grausamen gegen die Unschuld und die wahrlose Tugend. Die herrlichsten Denkmahle des Alterthums und die kostbarsten Erzeugnisse der Kunst werden hinweg geführt, um — in einem Sturm auf dem Meere unterzugehen. Die Stadt stellt, nachdem die Barbaren sie verlassen, einen scheußlichen Greuel der Zerstörung dar.

Aber auch das Reich, seiner wichtigsten Provinzen beraubt, der Willkühr der fremden Völker, die es allenthalben erfüllten und umgaben, überlassen, und ohne Hülfe von seinen alten Bewohnern, denen alle Kraft, und damit auch die letzte Regung von Hoffnung und Muth entfallen war, glich einem lecken und entmasteten Schiffe im Sturm. Noch dauerte es ein und zwanzig Jahre lange (von 455 — 476) aber blos dem Namen nach; und in dieser kurzen Periode bestiegen und verliessen nicht weniger als acht Cäsaren den baufälligen Thron. Es waren immer die Barbaren, durch welche sie entweder erhoben, oder gestürzt wurden; aber ihr Thron selbst hatte sogar in dem Urtheile dieser rohen nordischen Völker eine Art von Heiligkeit, daß ihre Häupter noch immer zögerten, ihn nieder zu reissen. Dies vollbrachte endlich O d o a c e r, der Anführer der im römischen Solde

stehenden Scirren, Rugier, Heruler und anderer germanischen Stammsgenossen: Orestes, Befehlshaber der römischen Armee in Gallien, hatte sich nämlich gegen den Kaiser Julius Nepos empört, und seinen eigenen Sohn Romulus auf den Thron gesetzt, von dem er jenen gestossen. Dies mißfiel den Völkern, welche Odoacer anführte. Nachdem sie ihn zum Könige von Italien ausgerufen, schlug und tödtete er den Orestes, hieß den Romulus in den Privatstand zurück kehren, und erklärte die Reiche der Auguste für geschlossen. So endigte sich das römische Reich in Occident auch dem Namen nach. Diese große Begebenheit erfolgte zwölfhundert und zwanzig Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, und vierhundert und sechs und siebenzig Jahre nach der Geburt Christi.

Als die Cimbrer und Teutonen, mehr als hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, zuerst mit den römischen Legionen zusammenstiessen, — als Heervest mit seinen Sueven über den Rhein zog, und zu seinem Schrecken empfand, wie sehr Cäsars Taktik seiner Macht überlegen war, — und als Drusus und Tiberius in das Innere Germaniens eindrangen, und mitten in seinen Wäldern Kastelle und Kolonien anlegten, — wer konnte

damals von den Berührungen der Römer und der Germanen die Resultate erwarten, welche die Geschichte aus ihnen hervor gehen sieht. Das größte und mächtigste aller Reiche, welche die Annalen des menschlichlichen Geschlechts uns nennen, — das Reich, das in der Zeit seiner Blüthe alle civilisirten Länder der Welt umfaßte, — dem an militärischer Bildung und Stärke vielleicht keines der frühern und der spätern glich, — ausser dem es einst nirgends eine wissenschaftliche Kultur gab, und in dem alles sich vereinigt fand, was Genie und Geschmack hervor zu bringen und zu bilden vermochten, — das in der Weltgeschichte ewig als einer der grossen Mittelpunkte steht, aus dem die Schicksale der meisten Völker sich entwikeln, oder in dem sie sich schliessen, — das reicher war, als sonst irgend eines an heldenmüthigen, patriotischen, kraftvollen und selbstständigen Männern, — dieses Reich wird von unbekannten Nationen, die wild und arm aus ihren Wüsten hervor kommen, und die Kunst des Krieges erst von ihren Feinden lernen, angefallen, und indem dieselben ihre Anfälle unermüdet immer wiederholen, endlich aufgelößt und zertrümmert, so daß in den Gegenden, in denen einst sein Fundament und seine Hauptkraft bestand, auch sein Name verschwindet.

Es war in dem Rathe der Vorsehung, diese erstaunliche Revolution an den Plan angeknüpft, daß durch sie der verweichlichte Süden durch neue physische Kraft gestärkt, der rohe Norden aber durch geistige Kultur der Barbarey entrissen, und der Bedingungen und Mittel des höhern Lebens theilhaftig werden möchte. Darum war auch diese gewaltige Erschütterung unvermeidlich. Die Römer arbeiteten ihren Feinden, durch ihr inneres Verderben und durch ihre bürgerlichen Zerrüttungen, selbst in die Hände; die Germanen aber wurden auf der einmal betrettenen Bahn unwillkührlich fortgestossen, indem sie in ihrem Rücken sich immer gedrängt, in ihrer Stirne aber sich meistens siegreich sahen. So flossen die Völker der mitternächtigen und der mittägigen Länder in einander; es bildete sich ein neues Menschengeschlecht auf den Ruinen der alten Welt; neue Begriffe, neue Sitten, neue Verfassungen und neue Sprachen gaben Europa eine andere Gestalt; die Menschheit zog einen neuen Charakter an; — Gott hatte die Horden Germaniens aus ihren Wildnissen hervor gerufen, auf daß sie selbst, und durch sie die andern Nationen wiedergebohren würden.

Ist aber in diesen Umkehrungen „das stolze, ewige Rom" gleich untergegangen, so blieb sein

Name doch unauslöschlich in den Jahrbüchern unsers Geschlechts, als — „ein fürchterliches Denkmal, wie jede Eroberungswuth großer und kleiner Reiche, insonderheit wie der despotische Soldatengeist nach gerechten Naturgesetzen ende. Fester und grösser ist nie ein Kriegsstaat gewesen, als es der Staat der Römer war; keine Leiche ist aber auch je schrecklicher zu Grabe getragen worden, als Jahrhunderte hindurch diese in der römischen Geschichte; so daß es hinter Pompejus und Cäsar keinen Eroberer, und unter kultivirten Völkern kein Soldatenregiment mehr geben sollte." *)

*) Herders Ideen zur Gesch. d. Menschh. Z. 14. 4.

Wie das Reich und das Haus Karls des Grossen untergieng.

Im drey und dreissigsten Jahre des Regiments saß Karl durch seines Geistes und Armes Kraft auf dem Kaiserthrone. Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachsen, Slaven, Baiern und Ovaren huldigten und zinseten ihm als ihrem Herrn. Vom Ausfluß der Elbe bis zum goldführenden Ebro und dem mittelländischen Meere, vom abendländischen bis an den Raab und die Theiß, und über die beschneiten Alpen bis gen Benevent hinab, wehten seine Panner; und dieß mächtige grosse Land, das in aufgeklärter Zeit von den Vielen, so es theilten, bey mühesamer Eintracht mit andern und sich selbst erhalten ward, bannte er, allein, in dunkeln Zeiten, unter rohen Völkern, mit All-

gewalt, weil er nur Eines, aber unausgesetzt, wollte. Er setzte sein Leben daran, und darum gewann ers." *) Aber es war nicht in seiner Macht, dem grossen Werke, das er geschaffen hatte, auch eine beständige Dauer zu geben; denn es bedarf nicht nur Kraft und Genie, um mächtige Reiche zu gründen; es bedarf derselben auch, um sie zu erhalten; und die eine und das andere sind in einem um so höhern Grade erforderlich, je grösser die Masse ist, die der Stifter zusammen geordnet hat, je heterogener die Bestandtheile sind, die ihre Gesamtheit bilden, und je weniger die Völker noch gewöhnt sind, in ihr zu leben. Darum begegnen uns in der Geschichte mehrere Eroberer, die unwiderstehlich sich alles unterwarfen, was ihre Kreise berührte, deren Schöpfungen aber in dem Augenblicke wieder zerfielen, in dem der Tod sie zwang, ihre Hand von ihnen abzuziehen. Sie konnten wohl ihre Reiche auf ihre Nachkommen bringen, nicht aber den Geist, mit dem sie dieselben erworben hatten.

Auch geschieht es selten, daß auf die Söhne grosser Männer die eminente Seelenkraft der Männer unvermindert übergeht; ja die Natur

*) H. K. Dippoldts Leben Karls d. G. (Tübingen 810.) S. 160.

entzieht gewöhnlich den erstern um so karger ihre Gaben, je reichlicher sie dieselben an die letzten verschwendet hat. Aber in dem Geschlechte Karls gefiel es ihr, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Karl Martell, Pipin und er, also der Vater, der Sohn und der Enkel gehörten unter die ausgezeichneten Günstlinge der Natur, durch seltene Anlagen und glückliche Entwicklung derselben, und gerade er hatte unter den Dreyen das höchste Maaß ihrer Gaben empfangen. Auf gleiche Weise genossen sie die Gunst des Schicksals; der erste erwarb das Reich ohne den Namen, der zweyte mit dem Reiche auch den Namen und die Krone, und der dritte erschwung sich auf die höchste Stufe der Macht und des Rangs, die in seinen Zeiten irgend erreichbar war. Aber dieser ununterbrochene Wachsthum an natürlicher Ausstattung und Ansehen und Gewalt, durch drey Glieder hindurch, konnte keine grossen Hoffnungen für das vierte erregen. War nicht zu besorgen, daß die Natur durch so grosse und so lange fortgesetzte Freygebigkeit sich endlich erschöpft haben durfte? Und muß nicht jedes menschliche Werk, in dem Gange seiner Entwicklung, sich nothwendig von dem Augenblicke an rückgängig bewegen, in dem es den Punkt seiner Kulmination erreicht hat?

Mit grossem Ruhme und unter der Bewunderung seiner Zeitgenossen hat Karl sein Reich gegründet und verwaltet. Gefürchtet von allen denen, die ihn haßten und beneideten, stand sein Thron in grosser Sicherheit. Ueberdieß war derselbe durch die Weihe der Religion geheiligt. Militärische Organisation und gute, mit Ernst gehandhabte Gesetze gaben der Staatsmaschine ungewöhnliche Stärke und Schnellkraft. Es war keine Macht vorhanden, die gewaltig genug, und kein Regent, der kühn genug gewesen wäre, die Zerstörung dieses Werkes auch nur zu versuchen. Karl hatte alles niedergeworfen und entwaffnet, was gegen ihn und seine Schöpfung anstrebte. — Und doch schien dieser Schöpfung noch lange ein Geist von seiner Stärke beynahe unentbehrlich. Noch so wenig waren die Völker in dem grossen Frankenreiche an die neuen Formen und Gesetze, die Karl eingeführt hatte, gewöhnt, und so viele derselben erschienen als willkührlicher Zwang oder als drückendes Unrecht; wie denn der Mensch, zumal der rohe, alle Neuerungen haßt, die seinen herrschenden Begriffen zuwider sind, oder ihn aus seiner Trägheit zu lebendigerer Wirksamkeit wecken. Der höhere Adel erinnerte sich mit Schmerz an die frühere Selbstständigkeit und Ungebundenheit, die er durch die neuen be-

chränkenden Einrichtungen und durch das Steigen der königlichen Gewalt verlohren hatte. Der Heerbann war eine schwere Last auf dem Rücken der Freyen; Eigenthum und Freyheit schien durch ihn unter zu gehen. Die sämtlichen eroberten Völkerschaften, die Longobarden, die Sachsen, die Bewohner von Oesterreich und von der spanischen Mark trugen sträubend das Joch der Franken; auch in ihnen war die Erinnerung an die gute frühere Zeit noch zu neu. Und von den Nachbarn meynte es keiner gut mit dem gewaltigen Karl, der sie alle entweder verdunkelt oder durch Siege gedemüthigt hatte. Im Osten konnten es ihm die Ovaren und im Westen die Saracenen nicht vergessen, daß er ihre Macht gebrochen und vermindert; und der Hof zu Konstantinopel sah in ihm einen ungerechten Anmasser, der Länder und Würden, die ihm gebührten, usurpirt habe; im Norden der Monarchie aber erwuchs immer drohender, mächtig zu Wasser und zu Lande, der Bund der Normänner, die es auch bereits bewiesen hatten, daß sie ihre Augen so gut auf den Süden richteten, als ihre Väter. Zwar bestanden, in Karls letzten Zeiten, Verträge mit allen diesen Völkern; aber die feindselige Gesinnung erlöscht um deßwillen nicht, was der Buchstabe heuchelt. Auch war es nur

der eine imposante Name, der alle Nachbarstaaten in Furcht erhielt; folglich war auch dieser Name der einzige Grundstein der Ruhe und Sicherheit des Reichs.

Der Kaiser fühlte oder begriff, daß der kolossale Staat, den er gestiftet, auch nur von einem Regenten von seiner Kraft bewahrt und erhalten werden könne. Deßhalb beschloß er seine Vertheilung. Gewiß ward er hierzu nicht durch die unverständige väterliche Liebe bestimmt, die die überlebenden Söhne zu kränken glaubte, wenn sie nicht jedem eine Krone hinterließ; ein Mann von so bewährtem Regentensinne, wie Karl, ließ es nicht geschehen, daß die Gefühle des Vaters ihm das Interesse des Staats verdunkelten. Das Innere der Länder, meynte er, müsse besser verwaltet werden, wenn die Wirkungskreise derer, die sie regierten, sich verengten; gegen außen aber mußten die getrennten Theile doch immer wieder in Eins zusammen fließen, da sie, den Nachbarn gegenüber, nothwendig gleiches Schicksal mit einander theilten. So versammelte er die Grossen seines Reiches (806.) zu Diedenhofen um sich her, legte ihnen seinen Entschluß vor, wie seine Söhne Karl, Pipin und Ludwig das grosse väterliche Erbe unter sich theilen soll-

ten, ließ diesen seinen letzten Willen von den Magnaten beschwören, und sandte Eginharden ab, um demselben noch die Unterschrift des Pabstes beyzufügen. Die Theilungsakte war, wie alles, was von Karln kam, mit hellem Verstand und weiter Umsicht gedacht und ausgeführt, weislich auf die Erhaltung der brüderlichen Eintracht berechnet, und recht bestimmt darauf angelegt, daß die Privatangelegenheiten der Theilhaber dem Interesse des Gesamthauses keinen Eintrag thäten. Aber dieser Vertrag kam nicht zu seiner Vollziehung. Das Jahr 810 raffte die beyden ältern Prinzen hinweg. Es war nur noch Ludwig, und der Enkel Bernhard, Sohn Pipins, übrig. Da ernannte Karl, auf einem Reichstage zu Aachen, dem er bisher schon die Verwaltung des Königreichs Aquilanien überlassen hatte, zu seinem Reichsgehülfen, und nachdem er ihm seine Pflichten vorgehalten und den Schwur ihrer treuen Erfüllung von ihm empfangen, gebot er ihm, die Kaiserkrone sich selbst auf das Haupt zu setzen. Bernhard erhielt von dem großväterlichen Erbe Italien. Im Jahre 814 endete Karl sein Daseyn, nachdem er seine Reiche beynahe ein halbes Jahrhundert lange, in hohem Glanze, beherrscht hatte.

Damit wich auch sein Geist von seinem Werke. Zwar hatte der Thronfolger manche löbliche Eigenschaft; aber es fehlte seinem Verstande der scharfe und umspannende Blick und seinem Charakter die Kraft und die Festigkeit, die da erforderlich waren, eine Monarchie zu beherrschen, die eben erst aus der Hand ihres ersten Bildners hervor gegangen war, und die sich vom Ebro bis nach Pannonien, und vom mittelländischen Meere bis an die Ostsee erstreckte. Vielleicht hätte er bey seinem guten Willen und bey seinem gesunden Urtheile einen kleinen, festorganisirten Staat, in ruhigen Zeiten, mit Segen regiert; aber für das Gewöhnliche und Mittelmässige von der Natur berufen, konnte ihm die Handhabung des Ausserordentlichen und des Grossen nicht gelingen.

Ludwig besaß nicht wenig mönchische Gelehrsamkeit, sprach lateinisch, verstand griechisch, und las die grossen Schriftsteller der alten Welt. Den Bogen und die Lanze führte keiner seiner Ritter so geschickt, als er. Die Geschäfte waren ihm, als er das Reich antrat, nicht fremde; er hatte, als König von Aquitanien, sich in der Kunst geübt, die er nun im Grossen versuchen sollte. Er war nicht feige, dem Feinde gegenüber, und nicht unentschlossen in Gefahren. Auch hatte er den Geist begriffen, der in seines Va-

ters Schöpfungen waltete; er wollte ihn erhalten wissen, und seine Herrschaft immer mehr befestigen. Sein gutes, empfindsames Herz war durchdrungen von Liebe zu seinen Völkern; das Ganze und jeden Einzelnen zu beglücken, zu trösten, zu erfreuen, waren seine liebsten Gedanken; überall sollten Recht und Gerechtigkeit herrschen und geltend gemacht werden; mit lebendigem Glauben faßte er die Verheißungen der Religion, mit Gewissenhaftigkeit wartete er ihrer Uebungen, und immer war seine Hand ausgestreckt, um Wohlthaten unter den Kirchen und ihren Dienern auszuspenden. — Und doch wurden durch ihn und unter seiner Regierung die Grundsäulen der fränkischen Monarchie dergestalt erschüttert, daß es das Ansehen gewann, Karls Eroberungen dürften kaum auf den dritten Erben kommen, zum klaren Beweise, daß die Tugenden des Privatmanns nicht hinreichen, um den Beruf des Regenten zu erfüllen, und daß Gutmüthigkeit und wohlwollender Sinn auf dem Throne oft eben so verderblich werden, als Härte und Ungerechtigkeit, wenn sie nicht auf den Boden eines kräftigen, festen und konsequenten Charakters gepflanzt sind.

Es war umsonst, daß Ludwig das Rechte und das Gute wollte; er hatte nicht die Kraft

und die Ausdauer, um es zu bewerkstelligen. Unstät wankte sein Sinn unter oft widersprechenden Ansichten und Vorsätzen; meistens war es der augenblickliche Eindruck, der seine Entschließungen bestimmte; auch vermochte sein gutes Herz nicht, den Einflüssen der Menschen zu widerstehen, die ihn umgaben; zu bald ermüdete er, wo es darauf ankam, einen Gedanken mit ausdauerndem Muthe zu verfolgen; Hindernisse und Schwierigkeiten machten ihm die beßte Sache verdächtig oder verhaßt; er glaubte, ein unermeßliches Reich in dem Geiste eines löblichen Hausvaters regieren zu können, und dadurch brachte er dieß Reich in die Gefahr einer gänzlichen Auflösung, sich selbst aber stürzte er ins Verderben.

Es war eine Folge dieses wankenden Charakters und dieser schmählichen Abhängigkeit von Umständen und Menschen, daß Ludwig sogleich nach seinem Regierungsantritte mißtrauisch die Freunde seines Vaters von den Geschäften entfernte, und die Schätze, welche dieser hinterlassen hatte, durch verschwenderische Freygebigkeit hinweg warf, wodurch er die Hauptbedingungen einer energischen Regierung sich entzog, tüchtige Gehülfen und Geld. Feyerlich und

unaufhörlich wurde den Völkern versprochen, daß alle Einrichtungen, die ihnen lästig waren, abgethan, und alle Bedrückungen der Beamten gesteuert werden sollten; aber da nur zur Hälfte geschah, was verheißen war, murrte der grosse Haufen über das nicht erfüllte Kaiserwort, und die Diener des Staats sahen mit Unwillen und Mißvergnügen ihr Ansehen geschwächt, und die Vortheile ihrer Geschäftsführung vermindert. Auch erschienen eine Menge Verordnungen, durch die der fromme Kaiser die Geistlichkeit zu ihrem eigentlichen Berufe zurück zu führen, und dem Verderben ihrer Sitten steuern wollte, durch die jedoch gleichfalls nicht viel mehr bewirkt wurde, als Erbitterung und Grimm. So ward, unter allen Klassen der Staatsbewohner, die Unzufriedenheit allgemein, und die Regierung, die so viele Blössen gab, wurde nicht gefürchtet, sondern verachtet. Die unterjochten Nationen im Osten und Norden des Reichs glaubten nun die verlohrne Freyheit wieder erwerben zu können, und griffen, von wildem Aufruhr bewegt, zu den Waffen, und die Franken, statt zur Demüthigung der Empörer herbey zu eilen, machten gleichfalls Miene, einem Regenten, der so ruhmlos auf dem Throne ihres grossen Karls saß, den Gehorsam aufzukündigen. Darüber entfiel Ludwigen aller Muth.

Er erklärte in einem Ausschreiben an seine Völker, daß er der größte Sünder seines Reiches seye, aber nun, von Reue ergriffen, mit Gottes Hülfe, wieder gut machen wolle, was er durch Trägheit und Unwissenheit verdorben habe. Konnte er seine gänzliche Unfähigkeit zum Regimente bestimmter aussprechen, und die Berechtigung seiner Unterthanen zum Mißvergnügen feyerlicher anerkennen, als indem er ein solches Sündenbekenntniß ablegte?

Man vergiebt es einem so schwachen Fürsten, wenn er, erliegend unter der Last der Regierung, sich den Entschluß abgewinnt, sich dieselbe durch Vertheilung zu erleichtern. Nach dem Beyspiel seines Vaters, und unter der Genehmigung seiner Grossen, verkündigte Ludwig, auf dem Reichstage zu Aachen, (i. J. 817.) die Zertrennung des Reichs. Sein Sohn Pipin sollte Aquitanien, Ludwig Baiern, und der zum Reichsgehülfen ernannte Lothar die übrigen Länder erhalten. Diese Anstalt konnte zur Heilung eines an unzählichen Uebeln leidenden Staates gereichen, da durch sie eine Hauptquelle dieser Uebel, die in dem Charakter des Kaisers floß, verhindert ward, sich, wie bisher, auf das Ganze zu ergiessen; aber durch sie wurde Ludwigs Schwäche

erst recht offenbar und recht verderblich. Zwar ward das Sträuben Bernhards, der sich durch die Theilung von den mißvergnügten Bischöfen zum Aufruhr hatte verleiten lassen, schnell und mit Strenge niedergeschlagen; aber als der Kaiser von eigennützigen Hofleuten sich bereden ließ, nach dem Tode seiner ersten Gattinn, sich mit der schönen Jutta zu vermählen, und als er auch dem von ihm gebohrnen Prinzen Karl, dessen Ursprung bey der zweydeutigen Tugend der Mutter noch zweifelhaft war, gegen den feyerlich gefaßten und beschwornen Vertrag, einen Antheil an dem Reiche zutheilen wollte, da entbrannte ein Familienkrieg, der in der Geschichte der fränkischen Nation eine der scheußlichsten Parthieen darbietet, und auf gleiche Weise zum Verderben des regierenden Hauses und der beherrschten Länder gereichte. Angeführt von seinen Söhnen zogen die Grossen des Reichs und die Bischöfe aus, um den Vater vom Throne zu stossen. Zweymal gerieth der unglückliche Monarch in die Gefangenschaft der Seinen. Es ist keine Demüthigung zu erdenken, die ihm nicht widerfuhr. Einmal ward er zum Kloster verurtheilt; einmal feyerlich der Regierung entsetzt und des Wehrgehänges beraubt. Jedesmal rettete ihn das Mitleiden und das Recht.

lichkeitsgefühl der Teutschen; aber seine thörichte Vorliebe für den Sohn der holden Jutta stürzt ihn immer wieder in die alten Gefahren. Er fand keine Ruhe bis in den Tod. Ludwigen von Baiern verfolgend, der mit den Aquitanern, die gegen den Vater aufgestanden waren, sich vereinigt hatte, starb er auf einer Rheininsel, die Ingelheimer Aue genannt, von der Last der Jahre und der Trübsale niedergedrückt, unter einem Zelte. (i. J. 840.) „Sagt meinem Sohne, das war sein letztes Wort, daß er seinen grauen Vater ins Grab gestossen!“

Wie hätten Karls des Grossen Schöpfungen gedeihen können, da ihrer so nachlässig und unverständig gepflegt war, und da solche innere Zerrüttungen sie erschütterten? Verschwunden war im Auslande der Schrecken vor den fränkischen Waffen; und im Innern trat an die Stelle der Ehrfurcht, mit der Priester und Laien, Herrn und Knechte zu Karls Thron aufgeblickt hatten, Verachtung und oft höhnender Trotz. Die Päbste übersahen nicht, wie günstig ihnen die Zeit war, um die Unabhängigkeit von dem Kaiser zu erschleichen, die sie eher nicht hatten ansprechen dürfen; der andächtige Ludwig konnte in dem Statthalter Christi nichts Arges besorgen; er warf sich

vor Stephan IV. dreymal der Länge nach auf die Erde nieder; Rom legte in diesen Verwirrungen den Grund zu einer neuen Weltherrschaft, die nachher für manchen von den Nachfolgern Karls so drückend geworden ist. Während diese Ketten geschmiedet wurden, griffen im Osten unaufhörlich die Slaven und im Norden die Normänner das Reich an, machten zum Theil tiefe Einfälle in dasselbe, plünderten und verwüsteten die Provinzen, und erhielten wohl reichliche Tribute, um von den verderblichen Angriffen abzulassen, da die Anstalten zur Vertheidigung der Gränzen, welche Karl getroffen hatte, über der Noth des Innern gänzlich zerfallen waren. Der Adel und die Geistlichkeit traten schnell wieder aus den Schranken heraus, womit die vorige Regierung sie umgeben hatte, und beyde erhuben sich zu einer die Souverainetät des Monarchen nicht wenig bedrohenden Gewalt. Es war nicht nur Ludwigs Schwäche und Freygebigkeit, die das Streben der geistlichen und weltlichen Grossen nach Unabhängigkeit begünstigte; in den Kämpfen des Vaters mit den Söhnen mußte es beyden Theilen daran liegen, die Vornehmsten der Nation auf der Seite zu haben, und man suchte sie zu gewinnen, indem man ihrem Ehrgeize und ihrer Habsucht in

die Wette schmeichelte. So wurden Zoll- und Münzrechte und viele königliche Domainen an die Grossen und an die Klerisey verschenkt. Beyde lernten ihre Wichtigkeit erkennen, indem die Glieder des regierenden Hauses nur durch sie zu bestehen schienen. Stolz erhub sich der Adel über das Volk; alle öffentliche Angelegenheiten wurden von ihm und den Bischöfen abgethan; man sah, wie von beyden der Kaiser selbst das Erkenntniß über sein Schicksal erwartete. Der Glanz der Krone erlosch immer mehr. Von den Nachbarn verhöhnt, und von den Unterthanen durch Aufruhr und Streben nach Unabhängigkeit erschüttert, stellte der Thron Karls des Grossen, schon wenige Jahre nach dem Tode dessen, der ihn errichtet hatte, ein trauriges Bild von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge dar.

Der Tod des Vaters brachte keinen Frieden in die entzweyte Familie. Auf der einen Seite stand Lothar, in Beziehung auf die Kaiserkrone, die er trug, den Primat unter den Brüdern ansprechend, auf der andern aber Ludwig und Karl, das gemeinsame Interesse gegen ihn verwahrend. Umsonst suchte man durch Unterhandlungen den Zwist zu schlichten. Man griff zu den Waffen. Es kam (i. J. 841.) zu der blutigen Schlacht bey Fantinai in Auxerre, welche den Haupt-

stamm der fränkischen Heereskraft hinweg raffte, indem in ihr gegen 100,000 Mann fielen; wie denn Kriege unter Verwandten immer mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt werden. Die beyden jüngern Brüder behielten das Feld. Vergebens suchte Lothar seine Kräfte wieder zu sammeln. Die Mehrheit der Grossen stand auf der Seite seiner Feinde. Auf einem Tage zu Aachen thaten ihn die Bischöfe in den Bann, sprachen seine Unterthanen von ihren Pflichten los, und übergaben — gleich als wäre es in ihrer Macht, über die Kronen zu schalten — die Regierung seiner Lande seinen Ueberwindern. Lothar, der in den Waffen keine Hoffnung mehr sah, nahm seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und es glückte ihm (843.) den Vertrag von Verdun zu Stande zu bringen, durch den eine neue Theilung vollzogen ward. Karl erhielt das westliche Franken, das von dem Ebro bis an die Rhone, Saone, Maas und Schelde sich erstreckte. Lotharius behauptete neben der kaiserlichen Würde Italien und die zwischen den besagten Flüssen und dem Rhein liegenden Lande, Ludwigen aber wurde ganz Teutschland, samt den jenseits des Rheins liegenden Städten, Speyer, Worms und Mainz zuerkannt. Auch bey dieser Theilung ward, so wie

bey allen vorhergehenden, vorausgesetzt, daß unerachtet der Trennung der Herrschergewalt, die fränkische Monarchie doch nicht aufhören sollte, ein enge verbundenes Ganze zu seyn, welche Voraussetzung aber nur im Buchstaben bestand, wie sie denn in der Wirklichkeit auch nicht zu erwarten war. Deßhalb datirt sich von dem Vertrag von Verdun die Selbstständigkeit des teutschen Reiches, als eines von der grossen fränkischen Ländermasse sich losreissenden, und nun durch und in sich selbst lebenden politischen Organismus.

So bestand denn das Haus der Karolinger aus drey Zweigen, die ja wohl in grosser Pracht neben einander hätten blühen, und allmählich ganz Europa zum Eigenthum derselben einen Familie machen können, wenn nicht die Unbestimmtheit der Hausgesetze und das unter den Agnaten schon zur Gewohnheit gewordene, tiefgewurzelte Mißtrauen den heimischen Krieg unaufhörlich unterhalten, und das neidische Verhängniß fortdauernd dieser Familie einen hochbegabten Mann versagt hätte, der einen hohen Geist in sie bringen, und ihre widerstrebenden und zerrissenen Verhältnisse ordnen konnte. Zwar ragte Ludwig der Teutsche, durch Verstand und Tapferkeit weit über die beyden andern Brüder hervor; aber grosse Maaßregeln und durchgreifende Thaten waren nicht in

seinem Sinne. Auch hatten die wiederholten brüderlichen Verträge, indem sie auf das Interesse des Gesamthauses abzielten, eine löbliche Tendenz; aber der nächste Fall, der die schlummernde Leidenschaft reizte, brachte sie wieder in Vergessenheit. Darum trug Ludwig kein Bedenken, seinen Bruder Karl, auf die Aufforderung seiner rebellischen Grossen, mit Krieg zu überziehen; Karl nahm es auf sein Gewissen, Lothringen an sich zu reissen, ohne daß er der Vorrechte achtete, welche Lothars Söhne, seine Neffen, auf den Besitz des Landes hatten; und als Lothars Geschlecht erlosch, (875.) fand man wieder kein anderes Mittel, um sich über die Erbschaft zu verständigen, als die Waffen. Es lebte ein Geist des Hasses und der Zwietracht in dieser Familie, der nicht ruhen zu wollen schien, bis er sie gänzlich aufgerieben hatte.

Diese innern Kriege waren immer wiederholte Einladungen an die fränkischen Gränznachbarn, um in dem zerrütteten Reiche ihre Raubsucht zu sättigen. Unaufhörlich beunruhigten die Normänner Friesland und Sachsen, und verbrannten das durch thätigen Handel glücklich aufblühende Hamburg. Als aber bey dem Widerstande, den die Teutschen ihnen entgegen setzten, ihre Angriffe immer auch sehr verderblich für sie wur-

den, so lenkten sie dieselben gegen Frankreich, schifften auf den grossen Strömen tief in das Innere des Landes, verheerten durch Feuer und Plünderung Städte und Dörfer, und führten sogar die Weiber und die Kinder mit sich hinweg, um durch sie neue Pflanzschulen für den Seeraub zu errichten. Sie schifften mit einer Flotte von 600 Segeln in der Seine bis nach Paris hinauf, und brandschatzten die Hauptstadt. Karl der Kahle wußte sich ihrer immer nicht anders zu erledigen, als daß er große Geldzahlungen an sie machte, da er denn in der Noth auch zu den Schätzen der Kirche seine Zuflucht nahm. Unterdessen ängsteten die wendischen Völker den Osten von Teutschland mit ihren Einfällen. Zwar wurde ihnen hier mehr Kraft und Muth entgegen gesetzt, als den Normannen in Frankreich, und einige von ihnen unterwarf Ludwig sogar seinem Scepter. Aber auch diese ertrugen nicht ohne wiederholte Empörungen die fremde Gewalt, und wenn die Versuche der andern, sich an den Teutschen zu rächen, fehlschlugen, so wurden sie doch immer verheerend genug für die Länder, in welchen diese wilden und trotzigen Feinde sie ausführten.

Besonders durch diese Einfälle geschah es in

Teutschland, daß der Adel, zum Nachtheile der Selbstständigkeit des Regenten, immer ungebundener und mächtiger, und das monarchische System durch das Emporkommen einer fortschreitend sich ausbildenden Aristokratie immer beschränkter wurde. In der steten Gefahr der Gränzlande glaubte man eine Nothwendigkeit zu sehen, in ihnen wieder grössere Beamte, mit weitern Wirkungskreisen und ausgedehnten Vollmachten anzusetzen, im geraden Widerspruche mit der Politik des Stifters der Monarchie, der die alten Herzoge abgeschafft, und die Gewalt seiner Stellvertretter so viel möglich beschränkt hatte. Unter Ludwig dem Teutschen finden sich aber schon wieder Herzoge in Thüringen und Sachsen; zwar nicht mit erblichem Recht, und mit selbstständigem Charakter, aber mit genugsamer Macht, um auch noch das eine und das andere wünschenswerth halten zu können. Da der Staat niemand Sicherheit gegen die Anfälle der fremden Völker gewähren konnte, so bauten sich die reichen Geistlichen und die Adelichen befestigte Wohnplätze oder Bergschlösser, und umgaben sich mit Dienstleuten, welche in Zeiten der Gefahr zu ihrer Vertheidigung verpflichtet waren. Jede dieser Burgen war eine

Art von Staat im Staate; denn auch der Regente konnte sich nur durch bewaffnete Macht ihren Besitzer unterwerfen, wenn es ihm einfiel, sich gegen die Gesetze aufzulehnen. Sicher in ihren Festungen begannen schon zu dieser Zeit die Adelichen, sich über den früher so weislich gegründeten Rechtsstand zu erheben; verachteten die richterlichen Erkenntnisse; überließen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem Schwerte; oder trieben gar, weil sie wußten, daß keine Polizeygewalt sie erreichen konnte, Strassenraub. Die Gesetze verlohren allmählich ihr Ansehen und ihre Kraft; man suchte das Recht in der Faust. Die ganze Verfassung, ein immer mehr sich ausbildendes Lehnsystem, nahm einen militärischen Charakter an. Die Freiheit der Vornehmen erwuchs bis zur ärgerlichen Gesetzlosigkeit; elend und herabgewürdigt, schmachtete das Volk unter dem Drucke; und da die Grossen so mächtig geworden waren, so bestand der Regent nur durch ihren guten Willen. Ohne ihre Einwilligung durfte kein erhebliches Geschäft vorgenommen werden. Ihr Widerspruch machte die sichersten Entschliessungen der Regenten rückgängig. In einer, zu Mersen i. J. 860. gehaltenen Versammlung, hatten sich die beiden Kö-

nige Karl und Ludwig die Zusage gegeben, „ihr Getreuen in ihren Rechten und Würden zu schützen, ihren Rath zur Wiederherstellung der Kirche und des Staats zu hören, und sie als wahre Gehülfen und Mitwirker (veri adjutores et cooperatores) anzusehen.“ Dieselben Bestimmungen wurden in einem 860 zu Koblenz geschlossenen Vertrag wiederholt, und dadurch die Elemente einer repräsentativen Verfassung gesetzlich ausgesprochen.

Noch mehr erlosch, durch das Empordringen der Optimaten, der Glanz der Krone in Frankreich, wo freilich der kraftlose und schwache Charakter des Regenten noch weniger impanirte, und die heftigern Anfälle der Normänner die Selbstthätigkeit und den Muth der Einzelnen noch mehr entwikelte. Schon bey seinem Regierungsantritte konnte Karl der Kahle sich nicht erwehren, dem Adel und den ersten Beamten des Reichs die Versicherung auszustellen, keinem anders, als nach ordentlichem Urtheile und Recht seine Stelle zu nehmen, und jedem Stande die Privilegien zu lassen, die er unter den vorigen Königen gehabt habe. Das konnte indessen auch ein energischer, von der Heiligkeit seiner Pflicht durchdrungener Regente bewilligen;

denn im Grunde that Karl hiermit nichts, als was er zu thun schuldig war. Aber schon acht Jahre nachher (851.) sah er sich das Versprechen abgedrungen, in Reichssachen nichts ohne Einwilligung der Grossen zu thun, und fünf Jahre darauf, mußte er für sich und seine Nachkommen sogar die Versicherung ertheilen, daß die Grossen das Recht haben sollten, dem Könige, wenn er etwas Ungerechtes verlange, gemeinschaftlich mit den Waffen in der Hand sich zu widersetzen. Ja — um den Sieg der Magnaten zu vollenden, bewilligte er noch vier Monate vor seinem Tode (877.) durch eine neue feierliche Akte, daß die grossen Amtsstellen der Herzoge und der Grafen, von dem Vater auf den Sohn erblich seyn, und auch die Lehngüter derer, die sich gerade damals in ihrem Besitze befanden, als Erbstücke für sie angesehen werden sollten. — Damit erlosch in der That die höchste Staatsgewalt in der Person des Regenten, und der König des westlichen Frankens trug seinen Namen uneigentlich, indem er nichts weiter war, als der eng beschränkte Konsul einer aristokratischen Republik. So gänzlich war die souveraine Macht Karls des Grossen in seinem Enkel schon verschwunden!

Im Jahre acht hundert sechs und siebenzig

starb Ludwig der Teutsche, und das Jahr darauf folgte Karl der Kahle ihm im Tode nach. Der erstere hinterließ drey Söhne, welche nach dem in dem karolingischen Hause herrschenden unglücklichen Systeme, die väterliche Erbschaft abermals unter sich vertheilten. Karlmann erhielt Baiern, Avarien, Kärnthen, die Rechte der teutschen Könige über Böhmen, Mähren und die andern slavischen Länder, so wie die Ansprüche der teutschen karolingischen Linie auf die Kaiserwürde und das Königreich Italien; Ludwig, der jüngere, empfieng Ostfranken, Thüringen, Sachsen, Frießland, und einen Theil von Ostlothringen; Karl, dem Diken, dagegen wurde der Rest von Ostlothringen und Allemannien zugetheilt. Die beiden ältern Brüder starben aber bald unbeerbt, und schon (882.) sah sich der leztere im alleinigen Besitze der gesammten väterlichen Hinterlassenschaft. — Karl der Kahle hatte seine Lande seinem Prinzen Ludwig, dem Stammler, hinterlassen, der sie aber nur zwey Jahre beherrschte, da sie nach seinem Tode an seine beiden Söhne erster Ehe Ludwig III. und Karlmann fielen, von denen der eine Neustrien, und einen Theil von Burgund, der andere aber Aquita-

nien und Septimanien zu seinem Antheil erhielt. Aber schon i. J. 882. starb Ludwig, und zwei Jahre später Karlmann, und ihre Besitzungen kamen an die teutsche Linie zurük, so daß Karl, der Dicke, die gesammte Monarchie wieder unter seinem Scepter vereinigte. Doch erhielt er die westfränkischen Lande nicht mehr in der Integrität, in der sie auf Karl, den Kahlen, übergegangen. Zuvor schon hatten die Saracenen sich der balearischen Inseln bemächtigt, und nachher alle fränkischen Besitzungen jenseits der Pyrenäen, bis auf die Grafschaft Barcelona, erobert. Im Süden von Frankreich bildete sich aber seit 879. ein besonderer Staat, indem die Stände des Landes, das von der Rhone und Saone sich an das Juragebürge erstrekt, um gegen die Anfälle der Normänner sicherer zu seyn, Boso, den königlichen Statthalter, einen Schwager Karls, des Kahlen, zu ihrem Könige erwählten, wodurch das Nieder-Burgundische Königreich entstand. Diesem Exempel folgten die Länder jenseits des Jura, Savoien und Helvetien nach, welche ihre Krone Rudolfen, aus dem Stamme der Welfen, übertrugen, der sich dann König von Hochburgund nannte. Bald wurden beyde Staaten, unter der Welfi-

schen Familie, mit einander vereinigt, und bestanden bis zum Erlöschen ihres Regentenstamms (1033.), unter dem Namen des Burgundischen oder Arelatischen Reichs, das, nach der besagten Katastrophe, mit der teutschen Krone vereinigt wurde.

Es war nicht der Titel der Erbschaft, unter welchem Frankreich an Karl, den Dicken, übergieng; die Krone wurde ihm von den Ständen freiwillig dargeboten. Ludwig, der Stammler, hatte nämlich ausser seinen beyden genannten Söhnen, in seiner zweyten Ehe, noch einen dritten erzeugt, der erst nach seinem Tode gebohren, und nachher unter dem Namen Karls, des Einfältigen, bekannt geworden ist. Aber man hielt das Erbfolgerecht dieses Prinzen für zweifelhaft, weil die besagte zweyte Ehe nicht als gesetzmäßig erschien, wenigstens vom Pabste nicht dafür anerkannt wurde, indem sich Ludwig auf eine illegale Art von seiner ersten Gemahlin getrennt hatte. Ueberdieß sahen die Franken ein, daß ihnen, bey ihren innern Zerrüttungen, und bey den immer steigenden Gefahren, welche die Normänner nicht nur dem Glücke, sondern selbst der Existenz des Reichs bereiteten, mit einem Kinde nichts gedient sey. Aber sie machten einen jämmerlichen

Staatliche Bibliothek Bamberg

Mißgriff, indem sie den König von Teutschland an ihre Spitze stellten. Aengstliche Religiosität, eine an Blödsinn gränzende Geistesschwäche, und zaghaftes Wanken in Unternehmungen, die nur durch raschen und zuversichtlichen Entschluß gelingen, machten ihn durchaus unfähig, einen auch nur mittelmäßigen Staat mit Würde zu regieren; und wie konnten die Franken von ihm die Wiederherstellung der verlohrnen Selbstständigkeit erwarten, da er zuvor schon, mit unaussprechlicher Feigheit, den Normännern einen Theil von Frießland abgetretten, und ihren Abzug mit einer grossen Summe Gelds erkauft hätte?

Bald wurde es den Völkern der Monarchie kund, wie eitel die von dem auf den Thron des grossen Karls erhobenen Regenten gefaßten Hoffnungen waren. Die Normänner, in der Gewißheit, daß ein charakterloser Mensch durch vermehrte Macht nicht furchtbarer werde, brachen mit einem grossen Heer in Frankreich ein, und belagerten, während ihre Schiffe die Seine bedekten, Paris. Anderthalb Jahre lang vertheidigten die Bürger, mit hohem Heldenmuthe, ihre Stadt gegen die Barbaren. Karl hatte Zeit, alle Kräfte seines Reiches um sich zu versammeln. Von der Blüthe des fränkischen

Adels umgeben, und dem Feinde an Hilfsmitteln aller Art überlegen, kam er der geängsteten Stadt zu Hülfe. In allen Herzen lebte die Hoffnung, daß nun der alte fränkische Waffenruhm werde hergestellt, und die so lange gefürchtete Macht der Barbaren gänzlich gebrochen werden. Aber als Karl des Feindes ansichtig ward, entfiel ihm der Muth, und taub gegen die Stimme der Ehre und der Pflicht, schloß er einen Frieden, in dem er den Normännern nicht nur sieben hundert Pfund Silber Brandschatzung, sondern auch freye Schiffahrt auf der Seine, und einen grossen Strich Landes jenseits des Stromes bewilligte. Dieser schändliche Vertrag erbitterte die Westfranken aufs äusserste, gegen den unwürdigen Regenten. Es wurde ihm allgemeine Verachtung. Niemand wollte ihn mehr als das Haupt der Nation erkennen, die er an ihre grausamsten Feinde verrathen hatte.

Luitward, Bischof von Vercelli, der vertrauteste Rathgeber des Kaisers, hatte zu dem schmählichen Ausgange des normännischen Krieges nicht wenig beygetragen, und dadurch den Haß aller Mißvergnügten auf sich gezogen. Man beschloß seinen Sturz, und die Unternehmung gelang, indem man Karln beredete, daß Luitward mit der Kaiserinn Richardis in

einem unerlaubten Umgange lebe. Der Monarch erwog nicht, wie viel er an diesem Manne verlohr, der bisher in seinem Namen alle Geschäfte gelenkt hatte, und noch viel weniger, wie viel er von seiner Rache zu fürchten hatte. Der gekränkte Priester dekte den Grossen des Reichs die Blößen des Kaisers auf, entwarf mit dem Herzoge Arnulf von Kärnthen einen Plan zu seiner Entthronung, und wirkte so thätig und so glüklich, daß Karl auf dem Reichstage zu Trebur (i. J. 887.) von den teutschen und französischen Ständen feierlich der Regierung entsetzt wurde. Der Monarch, der kurz zuvor Herr von Teutschland, Frankreich und Italien gewesen war, hatte nun nichts, wo er sein Haupt hinlegte. Armuth und Elend endigten das folgende Jahr sein unglückliches Daseyn. Mit ihm schloß sich die teutsche Linie des ächten karolingischen Stammes.

Noch blühte derselbe aber in einem unächten Zweige, nämlich in dem besagten Arnulf, den Karlmann, der älteste Prinz Ludwigs des Teutschen, mit seiner Beischläferinn Litoswinda, aus slavischem Geschlechte erzeugt hatte. An ihn hatte sich der Bischof Luitward gewandt, und ihn ermuntert, nach der Krone zu trachten, die auf dem Haupte Karls,

des Dicken, so bedenklich wankte. Diese Einladung war ihm willkommen. Denn unternehmend, kühn und hochsinnig hatte Arnulf längst sein Auge auf ein Erbe gerichtet, zu dem, nach dem Tode des Besitzers, doch niemand mehr berechtigt war, als er. Auch fehlte es dem Unternehmen nicht an Wahrscheinlichkeit des Gelingens. Ein Abkömmling des grossen Karls, der immer mehr bewundert wurde, je mehr man sein Reich zerfallen sah, durfte erwarten, daß ihn die Teutschen jedem andern Bewerber vorzogen; überdieß stand Arnulf bey den Seinen in grossem Ansehen; er glänzte durch so manche tapfere That, und es war bekannt, wie eifrig er sich bemüht hatte, den schimpflichen Frieden mit den Normännern zu hindern; dazu erschien er, an der Spitze eines zahlreichen Gefolges wehrhafter Männer aus Baiern und Kärnthen auf dem Tage zu Tribur. So geschah es, daß er den Scepter von Teutschland und Lothringen von derselben Versammlung der Stände erhielt, welche ihn dem von aller Welt verlassenen Karl entrissen hatte.

Arnulf trat die Regierung mit dem Vorsatze an, die auswärtigen Feinde des Reichs zu demüthigen, Ordnung und Recht wieder geltend zu machen, und seiner Krone den Glanz zu

verschaffen, der unter seinen Vorfahrern so traurig erloschen war. Mit Muth und Thätigkeit begann er das Werk, und einige seiner Unternehmungen führten auch zu Resultaten, welche die besten Hoffnungen erregen konnten. Die westfränkischen Herrscher leisteten ihm Gewährschaft, daß sie ihn im Besitze von Lothringen nicht stören werden. Der König von Nieder-Burgund empfieng die Bestätigung in seinem Reiche, und der von Hochburgund ließ sich von ihm mit seinen Landen belehnen. Ueber die Normänner erfocht er einen herrlichen Sieg in der Gegend von Löwen; und als es der König Zwentibold von Mähren undankbar vergaß, daß er ihm Böhmen unterworfen hatte, züchtigte er ihn, im Bunde mit den um diese Zeit zuerst in Europa auftrettenden Magyaren, auf eine empfindliche Weise. Um die Rechte seiner Krone in Italien geltend zu machen, zog er dreimal über die Alpen, ward zu Pavia als König ausgerufen, und empfieng von dem Pabste die Symbole der kaiserlichen Würde, so wie von der Stadt Rom die Huldigung. Es schien, daß das altväterliche Blut in dem Bastarte reiner und lebendiger floß, als in den entarteten ehelichen Söhnen.

Aber alle diese Erfolge waren nur das Werk belohnter übermäßiger Anstrengung, oder einzelner Gunstbezeugungen des Glücks; eine durchgreifende Umbildung des Ganzen, so wie Arnulf sie dachte und wollte, konnte er nicht bewirken. Das Schiksal war ihm unhold, indem es die Zeit seiner Thätigkeit auf eilf Jahre beschränkte; auch das größte Genie konnte in so kurzer Frist, wo alles auf eine neue Schöpfung ankam, kaum die ersten Grundsteine legen. Mit den übermüthigen Reichsvasallen durfte Arnulf nicht zu Werke gehen, wie ein Regente, der durch anerkanntes Erbrecht herrschte. Ihnen hatte er die Krone zu verdanken, und er hatte sie sogar unter der Bedingung empfangen, seine Macht nie zum Nachtheile ihrer Prärogative anzuwenden. Was dieselben ehemals von ihren Köuigen erbaten, ward nun als Schuldigkeit gefordert; und widerstrebte er einem, so mußte er besorgen, alle zu erbittern. Dasselbe galt von dem Pabste, der ihm die Kaiserkrone gegeben, und von den Bischöfen, die so einstimmig zu seiner Erhebung zusammen gewirkt hatten. So war er auf allen Seiten gebunden; tausend Rüksichten hemmten seine freie Thätigkeit; immer mehr gieng das untergeordnete Verhältniß der Geistlichkeit und des Adels

in ein gegenseitiges über; und sollte mit Kraft nach aussen gewirkt werden, so war es nur in dem Verhältniß möglich, in dem die Staatsgewalt den vornehmen Unterthanen Opfer brachte. Deßwegen konnte er zwar die Normänner schlagen, aber er konnte sie nicht überwinden, daß sie den Muth zu neuen Angriffen verlohren. Er konnte in Italien die Kaiserkrone haben, aber er vermochte nicht, sich dieses von Partheyen zerrissene, und nach Unabhängigkeit strebende Land zu unterwerfen. Empfieng er auch von den burgundischen Königen Zusicherungen der Treue und des Gehorsams; er konnte sie nicht zwingen, dieselben in der That zu erfüllen. Und welchen Werth hatte es für ihn, daß er Zwentibolden gedemüthigt hatte, da sich die Magyaren für ihre Hülfe mit einem ansehnlichen Theile des Königreichs Mähren belohnten, und sich dadurch die Zugänge öffneten, durch welche sie nachher so oft zerstörend in Teutschland eindrangen? Mitten unter seinen Entwürfen und Unternehmungen für die Herstellung der Ordnung und für die Befestigung seines Hauses ereilte Arnulfen (899.) ein früher Tod, und mit ihm giengen die meisten Produkte seiner oft kühnen und meistens zwekmässigen Thätigkeit wieder unter.

Mehrere Jahre lang hatte dem Kaiser seine Gemahlinn Oda keinen Prinzen gebohren; dagegen war er mit seiner Beyschläferinn Ellinrad, Vater zweyer unehelichen Söhne geworden, deren der eine sich Zwentibold, und der andere Ratold nannte. Um diesen die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, unterhandelte er mit den Ständen auf dem Tage zu Forchheim (889.) und es ward ihm die Erfüllung seines Wunsches zugesichert. Aber vier Jahre später gebahr ihm Oda einen Sohn, der nachher unter dem Namen Ludwig das Kind in der Geschichte denkwürdig geworden ist, wodurch die den Bastarten ertheilte Anwartschaft erlosch. Da wandte sich Arnulf an die Stände von Lothringen, mit dem Ansinnen, daß sie Zwentibolden zu ihrem Könige wählen möchten, wozu sie, nachdem viele Bitten und Drohungen vorher gegangen waren, sträubend ihre Einwilligung gaben. (894.) Ohne Liebe aber ward der neue König in seinem Reiche aufgenommen; unter vielen selbst verschuldeten Mißhelligkeiten setzte er die Regierung fort; und sterbend noch mußte der Vater sehen, wie das ganze Land sich zur Empörung gegen den eigenmächtig und trotzig einherfahrenden Sohn

rüstete. Kaum hatte auch Arnulf die Augen geschlossen, als die Lothringer im Aufruhr sich erhuben, den gehaßten König erschlugen, und sich wieder mit dem teutschen Reiche vereinigten. — Ratold hatte sich in Baiern niedergelassen, und wurde, wie die Alten versichern, der Stammvater der Grafen von Andechs. *)

Ludwig war sechs Jahre alt, als Arnulf starb. Die ganze Lage Teutschlands forderte dringend einen Regenten von Ansehen, Energie und Selbstständigkeit. Demungeachtet ertheilten die Stände, auf dem Tage zu Forchheim, dem kaiserlichen Prinzen die Krone, und der Erzbischof Hatto von Maynz, und der Herzog in Sachsen, Otto, der Erlauchte, übernahmen die vormundschaftliche Regierung. War es das dunkle Gefühl, daß es billig sey, bey

*) Wenn er das wirklich war, so hat in seiner Nachkommenschaft das karolingische Haus — wiewohl in einem unächten Zweige — am längsten fortgedauert. Denn der letzte des Geschlechtes von Andechs, Otto, Herzog von Meran, Pfalzgraf zu Burgund und Graf zu Hall, Schärding und Neuburg am Inn, starb i. J. 1248. — Die von den Karolingern gestürzten Merowingen haben aber jene weit überlebt, wenn es wahr ist, daß von diesen das noch blühende Haus Montesquiou abstammt.

dem Hause zu bleiben, das einst den Thron erblich inne gehabt, oder war es die Furcht vor einer gänzlichen Auflösung des Reichs, oder war es die eigennützige Absicht der Grossen, während der Minderjährigkeit des Königs immer mehr Vorrechte und Gewalt zu erwerben, was dieser Wahl den Ausschlag gab; — man erkannte bald, daß ein Land nicht zu beneiden sey, dessen König ein Kind ist. Die Eigenmacht und Willkühr der Stände und des Adels entschlugen sich aller Schranken. Alle Ansprüche wurden mit den Waffen geltend gemacht, und mit ihnen alle Beleidigungen gerächt. Eine zwischen dem Bischoff Rudolf von Würzburg, aus dem Hause der rheinfränkischen Grafen von Rothenburg, und dem Grafen Adelbert von Babenberg entstandene Fehde setzte die meisten geistlichen und weltlichen Grossen von Franken, Schwaben und Baiern in Bewegung, und erfüllte das Land weit umher mit Schrecken und Greuel. Die Normänner ängsteten Lothringen durch wiederholte Einfälle. Im Osten von Teutschland aber verbreiteten die Magyaren, nachdem sie kaum an der Gränze sich angesiedelt hatten, vier Jahre hindurch, namenloses Elend. Erst (907.) überschwemmten sie Baiern, erschlugen den Herzog Luitpold, und räum-

ten das verwüstete Land nicht, bis ihnen mit den Kirchenschätzen der Friede abgekauft, und ein jährlicher Tribut verheissen ward. Der junge König war mit seinem Erzieher, Bischof Adalbero von Augspurg, nach dem Rheine entflohen. Im folgenden Jahre ergoß sich ihr Schwarm über Sachsen und Thüringen. Auch hier fiel unter ihren Streichen der Herzog Burkhard. Im Jahre (909.) drangen sie in Schwaben, und (910.) in Franken ein. Ludwig war in der Schlacht auf dem Lechfelde selbst ein Zeuge ihrer siegreichen Unwiderstehlichkeit geworden. Ueberall wurden die Länder mit unsäglicher Grausamkeit verheert. Die Teutschen sahen in diesem Volke, mit Schrecken erfüllt, furchtbare Peiniger, von Gott ihnen zur Strafe gesandt. In dem Könige, einem Jünglinge, ohne Ansehen und ohne Kraft, blühte keine Hoffnung in so grosser Noth. Alle Welt fühlte, welch' ein Bedürfniß ein Regent von Weisheit und Heldenmuth, in diesen jammervollen Zeiten, dem Reiche sey. Manche von den Vornehmen und vom Volke liessen ihr Gefühl durch Klagen und Murren laut werden. Aber unversehens kam das Schicksal ihren Wünschen entgegen. Ludwig starb, als er kaum das achtzehnte Jahr seines Lebens erreicht hat.

te, zu Regenspurg, (911.) und mit ihm erlosch auch der noch übrige unächte Zweig des karolingischen Stammes in Teutschland. Familienrüksichten beschränkten nun nicht mehr das Wahlrecht der Stände. Herzog Konrad von Franken bestieg den erledigten Thron. Aber er brachte seinem Vaterlande keine bessern Ordnungen, und also auch keine bessern Zeiten.

Als Karl der Dicke auf dem Reichstage zu Tribur abgesetzt worden war, sahen die Völker des westlichen Frankenreichs auch ihren Thron entledigt, und es stand bey ihnen, denselben mit einem noch übrigen Sprößling aus dem karolingischen Stamme zu besetzen, mit dem bereits genannten Karl, der sich nachher den Namen des Einfältigen verdient hat, welcher von Ludwig, dem Stammler, in seiner zweyten für illegal erklärten Ehe erzeugt, und deßhalb auch schon bey der Thronerledigung durch den Tod seines Bruders Karlmann, übergangen worden war. Auch dießmal sprach die Mehrheit der Reichsstände nicht für ihn. Es war nämlich zu dieser Zeit Odo, Graf zu Paris und Orleans und Herzog von Burgund, ein Sohn des Herzogs Robert von Neustrien, bey weitem der Begütertste

und Mächtigste unter den fränkischen Dynasten, und hoch berühmt im ganzen Reiche, durch viele tapfere und glückliche Thaten, die er in den Kriegen gegen die Normannen ausgeführt. Ihm ward die Krone von allen denen zugedacht, welche das wahre Interesse des so gewaltig erschütterten Staats beherzigten, und mit dem Entschlusse ihren Glanz wieder herzustellen, empfieng sie Odo aus ihren Händen. Aber auch für Karln erhub sich eine mächtige Parthey, er wurde von ihr gleichfalls zum Könige ausgerufen, und nun entbrannte ein langwieriger bürgerlicher Krieg über die Frage, welcher von beyden Gegnern dem andern weichen sollte. Ein Vertrag schlichtete die verderbliche Zwietracht, und als Odo bald darauf starb, gelangte Karl zum Alleinbesitze des Reichs. (898.) Ihm war es vorbehalten, den Verheerungen der Normänner ein Ende zu machen; aber nicht dadurch, daß er durch kräftig gelenkte Macht und Siege sie demüthigte, sondern indem er durch einen schmählichen Vergleich, der i. J. 911. zu St. Clair an der Epte geschlossen worden, ihnen alles bewilligte, was sie verlangten. Er trat ihrem Oberhaupte Rollo alles Land vom Andellestrohm und der Eure bis ans Meer, als

ein Lehen ab, unterwarf ihm die Grafen in Bretagne, als Vasallen, und gab ihm seine Tochter Gisela zur Ehe, wogegen aber der neue Herzog von der Normandie die christliche Religion annahm. Damit war wieder eine schöne und grosse Strecke Landes, mit einer weitgedehnten Seeküste, von dem alten karolingischen Erbe abgeschnitten.

Indessen hatte es das Haus des Königes Odo nicht vergessen, daß eines seiner Glieder einst die vaterländische Krone getragen. Robert, Odo's Bruder, erhebt sich gegen Karln, den die allgemeine Verachtung drükt, und spricht die königliche Würde an. Er fällt im Gefechte; aber nun setzt sein Sohn Hugo, im Einverständnisse mit vielen der grossen Vasallen, den Aufstand fort, und ruft seinen Schwager, den Herzog Rudolf von Burgund, zum Könige aus. (923.) Durch Verrätherey nimmt der Graf Herbert von Vermandois Karl'n gefangen, und der unglückliche Regent endigt (929.) sein Leben im Kerker zu Peronne. Rudolf behauptete zwar den Thron, nicht aber königliche Gewalt und Recht. Er vermag nicht, den Fehden der Vasallen zu steuern; oft richten sie ihre Waffen gegen ihn selbst; mit den

noch übrigen Gütern der Krone erkauft er ihre Gunst, und sichert sich einen leeren Namen, an dem kein Ansehen und kein Glück mehr hieng.

Derselbe Hugo, der Rudolfen erhoben, bringt nach dem Tode des letztern, (936.) während die Grossen sich über die Wiederbesetzung des Thrones zanken, das Reich wieder auf die alte Dynastie. Er ruft Ludwigen, Karls des Einfältigen Sohn, der mit seiner Mutter seine Zuflucht nach England genommen hatte, zurück, und reicht ihm die Krone, und als dieser gestorben war, (954.) leistet er denselben Dienst, seinem Prinzen Lothar. Beyde regieren unter steten Stürmen und innern Kriegen; aber Hugo blieb von seinen Kreaturen nicht unbelohnt. Mit den Herzogthümern Isle de France und Burgund, die er schon besaß, vereinigte er auch noch Aquitanien. Er — den seine Zeitgenossen den Grossen und den Weisen nannten, — scheint recht planmässig darauf gearbeitet zu haben, sein Haus so viel möglich zu bereichern, und dadurch die Seinen in den Stand zu setzen, daß sie einst gegen die Karolinger eben so verfahren könnten, wie die Väter der letztern gegen die Merowinger verfahren haben. Durch ihn sollte das Werk der Nemesis vorbereitet werden.

Alles verkündigte den nahen, unvermeidlichen

Fall des Regentenhauses. So karg war die Natur in ihren Gaben gegen seine Glieder, in Zeiten, wo kaum die ausgezeichnetesten Talente das wankende Gebäude hätten retten können. Keinem der letztern Könige war es vergönnt, lange zu regieren; keiner hatte also auch Frist, grosse Plane anhaltend zu verfolgen, und jeder Todesfall gab dem Geiste der Unordnung und der Leidenschaft neue Reize. Um die mächtigen Vasallen zu gewinnen, wurde unaufhörlich von dem altväterlichen Erbe verschenkt; manches ward gewaltthätig genommen, oder trügerisch entfremdet. Das königliche Haus sank allmählich in eine so grosse Verarmung herab, daß Ludwigen, dem Vierten, (949.) von den weit verbreiteten herrlichen Domainen seiner Ahnen nichts mehr übrig war, als Laon und ein Theil von Rheims. Dagegen fand sich Reichthum und Macht in ungewöhnlicher Fülle bey den Herzogen und Grafen. Die erstern behaupteten eine Art von Unabhängigkeit, gleich souverainen Regenten, und befanden sich in einem steten Zustande der Empörung gegen die höchste Staatsgewalt, die in der That nur dem Namen nach existirte. Alle Herrschaft aber beruht auf der Macht. Darum erlöscht nothwendig das Verhältniß der Unterordnung in dem Augenblicke, in dem der Unterthan mächtiger und reicher wird, als der König.

Im Jahr neun hundert und sieben und achtzig starb, nach einer kurzen Regierung von vierzehn Monaten, Ludwig, der Faule, König von Frankreich, Lothars Sohn, — und nun glaubte Hugo Kapet, der älteste Sohn des grossen Hugo, Herzog von Isle de France, und Graf von Paris und Orleans, daß es Zeit sey, endlich auszuführen, was in seiner Familie schon so lange eingeleitet war. Er bemächtigte sich des Thrones und der Krone. Alle Umstände waren dem Unternehmen günstig. Keiner der Grossen Frankreichs glich Hugo'n an Tapferkeit und Ruhm; keines der ausgezeichneten Häuser dem seinigen an Macht und Reichthum. Schon hatte man zwey Ritter aus diesem Geschlechte auf dem Throne gesehen; das Diadem auf Hugo's Haupt war also keine fremde Erscheinung. Die öffentliche Stimme sprach für ihn; die Protestationen Einzelner mochten wohl zurückzuweisen seyn. Der Nation wurden alle ihre bisherigen Rechte und Gesetze, der Geistlichkeit und dem Adel ihre Freiheiten garantirt. So bestieg Hugo, ohne erhebliche Schwierigkeiten, und ohne Blutvergiessen den Thron, und begann eine Geschlechtsreihe, die zu grosser Macht und Herrlichkeit erwachsend, bis in unsre

Tage hinein reichte, in denen auch sie, unter den schrecklichsten Katastrophen, dem ewigen Statut der Geschichte unterlag, daß alles, nachdem es den höchsten Punkt der Entwiklung erstiegen, wieder in die Tiefe zurück falle, aus der es sich erhoben hat.

Aber noch stand einer von den Nachkömmlingen des grossen Karls dem neuen Könige gegenüber, rechtliche Ansprüche auf den Thron erhebend, dessen er sich bemächtigt hatte, — Karl, ein Sohn Ludwigs des Vierten, und Oheim des letzten der Könige aus seinem Geschlechte, der unter der Regierung seines Bruders Lothar von dem Kaiser Otto II. mit dem Herzogthume Nieder-Lothringen belehnt worden war. Entschlossen forderte er von dem Anmasser die väterliche Krone zurück, und zog aus, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen. Aber das Glück war nicht mit ihm und seiner Sache. Hugo nahm ihn zu Laon gefangen, und brachte ihn nach Orleans in Verhaft, wo er — der letzte der Karolinger — im Jahr neun hundert ein und neunzig, nachdem er nur kurze Zeit den Verlust seiner Rechte und seiner Freyheit bejammert hatte, sein Daseyn beschloß.

Zwischen dem Zeitpunkte, in dem Pipin

die Krone der Merowinger auf sein Haupt setzte, und dem, in welchem Hugo Kapet den Thron der Karolinger bestieg, liegt eine Periode von 239 Jahren. In ihr spielt eines der anziehendsten Stücke in der Weltgeschichte, und alle Figuren drehen sich um das Geschlecht, das so herrlich, so gewaltig und so ruhmvoll begann, und so gemein, so schwach und so verachtet endete.

Es waren in dem Geschlechte der Karolinger die grossen Eigenschaften und die Tugenden der Väter erloschen, darum mußte es untergehen; und so wiederholten die Annalen dieses Geschlechtes dieselbe Lehre, die überhaupt das Resultat aller Geschichte ist, daß, was Geist und Muth geschaffen, nur so lange bestehe, als Geist und Muth es erhalten!

Die Stadt Ulm im Fürstenkriege im Jahre 1552.

(Eingesandt.)

Die Geschichte gewährt nicht nur dann Belehrung und Interesse, wenn sie uns die Bewegungen grosser Völker, oder die Thaten der auf ganze Generationen wirkenden Heroen darstellt; sie verschafft uns nicht selten auch die eine und das andere in einem vorzüglichen Grade, wenn sie uns in kleinere Kreise einführt, und uns zeigt, wie in ihnen Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften sich entwickelt haben, die wohl oft auch auf dem größten Schauplatze glänzend erschienen seyn dürften. Die allgemeinen Lehren und Maximen, die durch sie am fruchtbarsten erkannt werden, bringt sie hier den Lagen und Verhältnissen näher, in denen der einzelne Mensch sich befindet, und sie wird wegen der engern Begränzung und des bestimmtern Gangs der Hand-

lung einer dramatischen Darstellung fähiger. Führt eine Erzählung solcher Art erst noch in ein vergangenes Zeitalter zurück, das wir gemeiniglich darum schon für besser zu halten geneigt sind, weil es vergangen ist, und stellt sie Auftritte dar, worinn wir das rege Leben einer Gemeinheit wahrnehmen können, unter deren Gliedern viel Muth, Patriotismus und Biedersinn sichtbar geworden, so erscheint jenes Interesse noch grösser. Diese Betrachtungen mögen uns aller Entschuldigung überheben, indem wir hier erzählen, wie die Bürger einer alten teutschen Stadt, in einem höchst kritischen Moment, ihren festen Willen, gegen eine drohende Uebermacht, siegreich behauptet haben.

Hart und demüthigend waren die Züchtigungen, mit denen Karl, der Fünfte, die überwundenen Genossen des schmalkaldischen Bundes heimsuchte. Ihren verhaltenen Groll hierüber verstärkte die Furcht, die durch die strenge Einführung des Interims erregt, und durch die leicht geglaubten, allerdings nicht unwahrscheinlichen Gerichte, daß der Kaiser ihren gänzlichen Untergang beschlossen habe, noch vermehrt wurde. In der schmählichen Gefangenschaft, worinn er den Kurfürsten von Sachsen und

den Landgrafen von Hessen hielt, bemerkten die Fürsten Teutschlands, ohne Unterschied der Religion, eine schreckliche Warnung, vor seinem Uebermuthe auf ihrer Hut zu seyn, und in der geringen Aufmerksamkeit, mit der er ihre Bitten um die Loslassung der Gefangenen aufnahm, sahen sie einen Beweis, mit welcher Verachtung er sie behandeln zu dürfen glaubte. Das Feuer des Kriegs, das in Teutschland gebrannt hatte, und noch immer unter der Asche fort glimmte, durfte von dem schlauen und unternehmenden Moritz von Sachsen nur angefacht werden, um in neue Flammen auszubrechen. Um dieß zu versuchen, fehlte es ihm auch nicht an Ermunterungen.

Die Macht des Kaisers, deren Stütze er bisher aus Eigennutz und auf Kosten seines guten Namens gewesen war, wurde auch ihm furchtbar, zumal, da Karl an dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich ein gefährliches Mittel in Händen hatte, den härtesten Zumuthungen, wozu seine Politik oder sein Stolz ihn bewegen mochten, Nachdruk zu geben. Er mußte also darauf denken, dieses Mittel dem Monarchen aus den Händen zu reissen, die Gunst seiner Religionsverwandten, die er durch sein

Betragen im schmalkaldischen Kriege verlohren hatte, wieder zu gewinnen, und die Gefahren, die ihm und seinen sämmtlichen Mitständen drohten, auf ihren Urheber zurück zu leiten. Die Stimmung der protestantischen Fürsten sowohl, als die Politik des Königs von Frankreich, wo es schon seit längerer Zeit Maxime geworden war, unter dem Vorwande der Beschützung der teutschen Freyheit eigensüchtige Zwecke zu bedecken, erleichterten seine Entwürfe. Ueberdieß durfte er erwarten, daß auch die katholischen Fürsten, durch die Gewaltthätigkeiten des Kaisers und durch seine Eingriffe in die Verfassung des Reichs aufgebracht, zögern, oder wohl gar sich weigern würden, ihm gegen seine Feinde Beystand zu leisten.

Schnell und in tiefer Stille brachte Moritz mit den Söhnen des gefangenen Landgrafen, mit dem stets zu jedem Kampfe bereiten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit den Herzogen Heinrich und Johann von Meklenburg, und mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß zum Schutz und Trutz gegen den Kaiser zu Stande. Kaum war das Manifest erlassen, worinn die unerträglichen Religionsbedrückungen, die Vernichtung der teut-

schen Freyheit und Verfassung, und die nun fünfjährige Gefangenschaft der Fürsten als dringende und gerechte Ursachen des Kriegs angegeben wurden, und kaum hatte der plötzliche Aufbruch der vereinigten Sächsischen, Hessischen und Brandenburgischen Völker begonnen, als auch schon die Eroberungen anfiengen, so daß die Kriegserklärung, die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten, und die Bitten der bedrohten und bedrängten Stände um Beystand, beynahe zu gleicher Zeit, bey dem überraschten Kaiser anlangten. *)

Indem der feindliche Zug sich gegen den teutschen Süden lenkte, mußte es ein vorzügliches Augenmerk der Verbündeten seyn, Nürnberg, Augspurg, Ulm und andere Reichsstädte zu gewinnen, und in ihr Interesse zu ziehen, weil sich durch ihren Beytritt große Vortheile darboten, sowohl durch die Reichthümer, die noch immer in ihnen gefunden, wenigstens vermuthet wurden, als durch ihr Geschütze, womit sie mehr als die Fürsten versehen zu seyn pflegten. Auch stand zu erwarten, daß ihr Ex-

*) Quellen sind hier Sleidan, Hortleder, Schertlinsleben ꝛc. Hülfsmittel Robertson, Plank, Schmidt.

empel andere Stände, welche zögernd ihren Entschluß nach dem glücklichen oder unglücklichen Erfolge fassen wollten, zu beherzterer Theilnahme bewegen werde. Und wie hätten die Bundesfürsten an dem guten Willen der Reichsstädte zweifeln können? In ihnen hatte die kirchliche und religiöse Verbesserung, zu deren festerer Begründung die Fürsten ausgezogen zu seyn ankündigten, die frühsten und die eifrigsten Freunde gefunden. Sie waren zum Theil, wo nicht geachtete, doch thätige Mitglieder des schmalkaldischen Vereins gewesen. Sie hatten nach dem unglücklichen Ausgange des Kriegs die Härte des Kaisers vorzüglich erfahren, einen grossen Theil ihres Geschützes aufopfern, und ungeheure Geldbußen erlegen müssen. Sie waren überdieß der ihren Bürgerschaften so theuern Zunftverfassung — des ehrwürdigen Ueberrestes ehmaliger bürgerlicher Freyheit und Selbstständigkeit, — und nicht selten auf eine grausame und höhnende Art ihrer evangelischen Prediger beraubt, und mit dem den Katholiken und Protestanten gleich verhaßten Interim belastet worden. Unwillig über die erduldeten Bedrückungen mußten sie mit Hoffnung und Freude einer Bewegung entgegen sehen, die ihnen die Wiederherstellung ihres alten politischen und religiösen Zustandes

verhieß, und ihre Feinde mit der längst verdienten Rache bedrohte.

Ihre Erwartungen giengen zum Theil in Erfüllung. Unter tumultuarischen Auftritten, und sogar mit Lebensgefahr für diejenigen Magistratspersonen, die dem Kaiser anhiengen, erklärte sich die Bürgerschaft zu Augspurg für die Sache der Fürsten, schlug die vom Rathe verlangte Gegenwehr ab, und drang auf Uebergabe der Stadt. Das Interesse der Bürger war seit dem unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Kriegs auf mehr als eine Art gekränkt worden. Nicht nur, daß man die evangelische Religion, welche der beträchtlichste Theil der Innwohner angenommen hatte, beynahe gänzlich verdrängte, und die Prediger, mit dem strengsten Verbote, die Ursache ihrer Verbannung weder mündlich noch schriftlich bekannt zu machen, aus der Stadt schaffte; es wurde auch das Zunftregiment aufgehoben, eine aristokratische, die vormaligen Beleidigungen der Zünfte bitter rächende Regierungsform eingeführt, und das von den Zünften selbst erworbene, und darum bisher auch unbestritten von ihnen selbst verwaltete Vermögen, welches sich auf 60,000 Gulden belief, der Administration des Raths übergeben. Dieser letztere war beynahe

Allen, das aufgedrungene Interim den Meisten verhaßt. Durch diejenigen, die sich Retter der teutschen Freyheit und Religionsfürsten nannten, hofften sie von beyden befreyt zu werden. Die Stadt ergab sich am 4. April 1552. *)

Aber eine von der zu Augspurg herrschenden ganz verschiedene Stimmung fanden die Verbündeten zu Nürnberg und Ulm. Die Nürnberger, obgleich der Sache, zu deren Vertheidigung der schmalkaldische Bund die Waffen ergriffen hatte, mit Wärme zugethan, waren dennoch, vielleicht aus lebendigem Gefühl ihrer Verpflichtung gegen das Reichsoberhaupt, vielleicht aus theologischer Bedenklichkeit, weil die Schweizer, und die schweizerischgesinnten oberländischen Städte ebenfalls zum Beytritte eingeladen waren, vielleicht auch aus politischen Ursachen, die in ihrem Verhältnisse mit Brandenburg zu suchen seyn dürften, jenem Bunde nicht beygetretten. Konnte nun gleich die Stadt den übeln Folgen nicht ausweichen, die das Ende des schmalkaldischen Kriegs über die Protestanten überhaupt brachte; so litt sie doch nicht

*) S. P. v. Stetten Gesch. d. Reichsstadt Augspurg. I. S. 402 — 479.

so viel, als die, welche an dieser Verbindung unmittelbar Theil genommen hatten. Da sie weder durch einen Bischof in ihren Ringmauern, noch durch die Gegenwart des Kaisers, seiner Räthe und seines Kriegsvolks, wie Augspurg, in Furcht gehalten wurde, so konnte sie hoffen, ihre Gewissensfreyheit auch bey einer für sie lästigen Form des Gottesdienstes zu erhalten. An die aristokratische Regierungsform war die Bürgerschaft ohnehin schon länger gewohnt; und diese Aristokraten, als feine Politiker damals anerkannt, nnd bedächtlich in ihren Berathschlagungen und Entschliessungen, pflegten sich vor raschen Maaßregeln, die den Volksregierungen eigen sind, sorgfältig zu hüten. Es waren auch in der That Umstände genug vorhanden, die zur Behutsamkeit auffordern konnten. Furchtbar hatte die Macht des Kaisers zugenommen; ihn itzt zu reizen, war gefährlicher, als je. Auch hatten die Fürsten des Bundes den Krieg nicht so geführt, und die Städte nicht so behandelt, daß dadurch die Lust, in eine ähnliche Verbindung zu tretten, gepflanzt worden wäre. Am wenigsten konnte Nürnberg zu einem Bunde mit dem Markgrafen Albrecht geneigt seyn, dessen wilder und despotischer Sinn eher schon in den rohesten Ausbrüchen gegen die Stadt kund ge-

worden war. Der Rath verweigerte also den Beytritt, und glaubte, als sich das verbündete Heer näherte, durch ein Opfer von hundert tausend Gulden, welches die Fürsten forderten, die Neutralität nicht zu theuer zu erkaufen. *)

Einige der Gründe, wodurch Nürnberg abgehalten wurde, dem Bunde beyzutretten, fanden auch bey Ulm statt, und es kamen noch andere hinzu. Die Stadt hatte den lebhaftesten Antheil an dem letztern Bündniß und Kriege genommen; sie hatte sich mit Lieferung von Geld und Geschütze auf das Aeusserste angestrengt; und dabey war sie Zeuge der unthätigen, unzusammenhängenden und eigensüchtigen Kriegführung gewesen. Weder die Rathschläge der Ulmer, die sie, von Lokalkenntniß unterstützt, zu geben im Stande waren, noch ihre oft wiederholten Ermahnungen zum Angriffe waren geachtet worden; und am Ende waren sie in ihrem Vermögen erschöpft, ihrer Kriegsvorräthe beraubt, und der Gewalt des nach Genugthuung und Rache gierigen Kaisers Preis gegeben. Auf die ungeheuern Kriegskosten, welche die Stadt aufgewendet hatte, folgte die Erledigung einer Geldbuße von hundert tausend Gulden, Auslie-

*) S. Hortleder rc. Th. 2. B. 6. S. 1235.

ferung von zwölf Kanonen und Einquartierung spanischer Soldaten. Die Kirchen mußten die im Interim vorgeschriebenen Formen annehmen. Statt des Zunftregiments wurde eine aristokratische Regierung von Patriciern, von denen die Bürger bey dem Kaiser als heftige Freunde der Reformation und als Urheber des Beytritts zum Bunde angeklagt worden waren, eingeführt. Drangsale genug für eine Stadt, welche ihre mühesam errungene und mit Anstrengung vertheidigte religiöse und politische Freyheit so sehr liebte! Mochte der Unmuth über diese Leiden den Bürgern die Aussicht zur Befreyung von denselben erwünscht machen, so hatten wohl eben diese Leiden den Unternehmungsgeist in dem nämlichen Grade gelähmt, als durch sie die physische Kraft zu neuem Widerstande geschwächt worden war. Sie hatten sehr viel verlohren, aber weit mehr konnte noch verlohren werden. Auch scheint es, daß das Patriciat von den ihm durch die neue Regierungsform zu Theil gewordenen Vorzügen anfangs keinen unbescheidenen Gebrauch gemacht habe. Ueberhaupt betrugen sich beyde Partheyen der Stadt nie so ungestümm gegen einander, als in Augsburg, wenn gleich auch unter ihnen immer Zwiespalt herrschte, und das gegenseitige Zutrauen schon lange er-

storben war. Vorzüglich aber schienen die Bürger darum zu geduldiger Ertragung der neuen Einrichtungen gestimmt, weil nicht nur die von dem Kaiser gemachte Verordnung, zu den Aemtern im Rathe und in der Stadt vorzüglich solche zu nehmen, die der alten wahren christlichen Religion zugethan seyen, nicht mit Strenge vollzogen wurde, sondern auch die kirchlichen interimistischen Verfügungen das Drükende, das sie Anfangs mit sich führten, hier bald verlohren hatten; der heftige Unwille darüber war nach und nach in Geringschätzung und Nichtbeobachtung übergangen. Endlich, wer konnte Lust haben, sich mit dem Kurfürsten Moritz zu verbinden, der im nämlichen Kriege seine Religionspartey so treulos verlassen, und von Eigennutz verblindet, an seinem Vetter dem Kurfürsten, und an seinem Schwiegervater, dem Landgrafen, zum Verräther geworden war? — In dieser Lage befand sich die Stadt Ulm, als die Religionsfürsten, von Augspurg aus, sie zum Eintritte in ihr Bündniß aufforderten.

Der Rath entschuldigte sich, daß er, durch den im schmalkaldischen Kriege erlittenen Verlust erschöpft, dem Verein sich nicht anschliessen könne. Er bat, daß der Stadt nicht zugemuthet werden möchte, wider ihren Kaiser zu han-

deln; der verlangte Proviant und Durchmarsch wurde nicht geradezu abgeschlagen. Zufolge der Sitte, die auch nach der Regierungsveränderung aus der Demokratie übrig geblieben war, die Bürger in wichtigen Angelegenheiten um ihre Meynung zu befragen, rief man sie zusammen. Einer aus dem Geschlechte der Besserer, *)

*) Bey der Verschiedenheit der Chroniknachrichten ist nicht zu bestimmen, ob es Georg oder Sebastian Besserer war. Beyde erscheinen zu dieser Zeit, als die gebrauchtesten Geschäftsmänner der Stadt, und beyde sind im schmalkaldischen Kriege Kriegsräthe gewesen. Sebastian, der zugleich Pfenningmeister (Kriegskassier) war, hat bey einigen Expeditionen militärische Einsicht und grosse Herzhaftigkeit bewiesen. Georg wurde am meisten zu politischen Verhandlungen gebraucht. Er war es, der am Ende des Jahrs 1546 sich im Namen der Stadt vor dem Kaiser demüthigen, und die harten Bedingungen der Ausführung annehmen mußte. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß er bey dieser Gelegenheit, am kaiserlichen Hoflager zu Schwäbisch Hall, die erste Idee zur Abänderung der Demokratie in den Reichsstädten, welche durch die leidenschaftliche Schrift des Augspurgischen Patriciats (S. Langemantels Historie des Regiments zu Augspurg S. 68 — 83.) vollends ausgebildet wurde, rege gemacht hat. Die eine der oben erwähnten Re-

welches zu den ältesten, angesehensten und verdientesten der Stadt gehört, stellte ihnen das Gleissende in dem Antrage der Fürsten, den Schaden, den sie im letztern Kriege erlitten haben, und die Gefahren dar, in die sie sich durch den Eintritt in das angebotene Bündniß stürzen würden. Einmüthig und feyerlich gab die Bürgerschaft ihr Wort, daß sie dem Kaiser und dem Rathe getreu verbleiben wolle.

Ueber diese Weigerung aufgebracht, und der Vortheile gewiß, welche Ulm der gemeinen Sache gewähren konnte, rükten die Fürsten der Stadt näher, und erneuerten, von Weissenhorn aus, wo sie ein Lager bezogen hatten, ihr Ansinnen. Sie wollen, liessen sie dem Rathe entbieten, mit ihrem Kriegsvolke in die Stadt eingelassen seyn, — sie fordern den dritten Theil alles Geschützes, samt Pulver und Bley, und die Entrichtung der Römermonate, — und sie begehren, daß das vom Kaiser aufgedrungene aristokratische Regiment, samt dem Interim abgeschafft, und ihnen zur Genugthuung, wegen Verweigerung des Beytritts, dreymal hundert tausend Gulden bezahlt werden sollten. Dagegen

---

den hat vermuthlich Georg, die andere Sebastian gehalten.

versprachen sie, Religion und teutsche Freyheit zu erhalten, die spanische Kanzley, durch welche der Kaiser das Reich unter ein fremdes Joch zu bringen trachte, zu vertreiben, und die Städte vor den Besatzungen von welschen Kriegsvölkern zu sichern. Noch vor Sonnenuntergang sollte die Stadt in diese Forderungen einwilligen.

Der Bürgermeister Sebastian Besserer trug der im Zeughause unter den Waffen versammelten Bürgerschaft das Ansinnen der Fürsten vor. Er schilderte die letztern von einer nichts weniger als vortheilhaften Seite: die Religion diene ihnen blos zum Dekmantel, der jedoch ihre wahren Absichten nur dürftig verhülle, indem die Belagerung von Magdeburg, das doch ihres Glaubens sey, und die Schliessung eines Bündnisses mit dem katholischen Könige von Frankreich beweise, daß es sich hier um etwas ganz anderes handle, als um das Evangelium. Er versprach der Bürgerschaft, im Namen des Magistrats, die thätigste Sorgfalt für die Erhaltung des Glaubens, und suchte sie wegen der vor etlichen Jahren eingeführten Regierungsverfassung zu beruhigen. „Der Rath werde sich so halten, daß die Bürgerschaft dessen unbeschwehrt seyn soll; bey entstandenen Mißhelligkeiten werde er sich gütlich und billig mit ihr vergleichen.“

Endlich zeigte er an, wie der Rath den Fürsten zu antworten gedenke: „die Stadt sey dem Kaiser mit Eid und Treue verpflichtet; ihm verdanke sie ihre Freyheiten, an denen sie bisher noch keinen sonderlichen Abbruch erlitten; man habe über ihn bisher weder auf Reichstagen, noch schriftlich Beschwehrden geführt, folglich auch keine Berathschlagungen über die dienlichsten Mittel, solchen Beschwehrden abzuhelfen, gepflogen, welches doch dem Ueberfalle derjenigen, welche ihren Pflichten treu bleiben wollen, vorzuziehen gewesen wäre; — in die Entrichtung der Römermonate könne die Stadt ohne Zustimmung des Kaisers eben so wenig willigen, als sie ohne dessen Wissen und Zustimmung Aenderungen in der kirchlichen Verfassung und im Regiment vornehmen dürfe; — ausserhalb der Stadt wolle man ihnen freyen Paß gestatten, auch für die erforderlichen Bedürfnisse, so weit es ohne jemands Schaden geschehen könne, Sorge tragen.“ — Nach diesem Vortrage fragte Sebastian Besserer die Versammelten, ob ihnen dieser Entschluß genehm sey? „denn der Rath wolle nicht anders denn mit ihrem Wissen und Willen handeln.“ Jedermann hub zum Zeichen seiner Zustimmung die Hand auf. Die abschlägige Antwort wurde noch dadurch sehr befördert,

daß gerade ein kaiserliches Schreiben *) angelangt war, worinn Karl die Stadt zur Treue ermahnte, und sie über den Religionspunkt beruhigte.

Die Fürsten umschlossen hierauf die Stadt, und fiengen an, sie zu belagern. Der Rath, durch den Muth und die Bereitwilligkeit der Bürger unterstützt, traf die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherheit und Gegenwehr. Die Häuser ausserhalb den Thoren, die der Feind für sich benützen konnte, wurden niedergerissen, auf die Bollwerke und Mauern Geschütze geführt, und die bewehrte Bürgerschaft eben so wohl, als die Fähnlein Knechte, die in der Stadt lagen, unter Waffen gehalten.

Man beschoß am 13. und 14. April die Stadt von mehreren Seiten; jedoch wurden nur einige Häuser beschädigt, ein Quaderstük im Münster bey der Kanzel losgerissen, und ein Mensch, der sich zu unvorsichtig blos gestellt hatte, getödtet. Schon am 14. April ward ein Stillstand geschlossen. Georg Besserer, Wolfgang Neidhardt, und Erasmus Rauchschnabel erschienen im Lager. Die Fürsten wiederholten ihre Forderungen; da aber

*) dd. Innspruk den 5. April 552.

die Stadt keine Besatzung einnehmen, Proviant nur unter Bedingungen liefern, und von der verlangten Geldsumme nur einen Theil, und diesen erst nicht sogleich bezahlen wollte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und die Feindseligkeiten begannen aufs Neue. Doch schon am 16. April eröffneten die Fürsten, deren Interesse ein langer Aufenthalt in dieser Gegend nicht zusagte, die Mittheilungen wieder. Sie bedienten sich einiger Augspurger, die im Lager gegenwärtig waren, des Jakob Hörbrat, Marx Pfifer, Hans Böhlin und Georg Oesterreicher zu Vermittlern. Aber die Wahl dieser Männer war nicht glüklich; die Ulmer liessen sie den Haß empfinden, den sich Augspurg durch ihre übereilte, nicht ohne Treulosigkeit bewirkte Uebergabe zugezogen hatte. Ehe man sie in die Stadt einließ, mußten sie ihre weissen französischen Feldzeichen ablegen. Sie durften sich nicht einmal so lange verweilen, um nur eine Mahlzeit geniessen zu können. Man zeigte ihnen, zu ihrer Beschämung, die mit dem Ulmischen Wappen bezeichneten herein geschossenen Kugeln, dieselben, welche die Stadt gutherzig zuvor den Augspurgern geliehen hatte. Besonders waren die Ulmer gegen Jakob Hörbraten, den sie, nicht mit Unrecht, für den

Hauptanstifter von dem Abfalle der Augspurger ansahen, so aufgebracht, daß er den äussersten Mißhandlungen nur durch den Schutz entgieng, den ihm sein Mitgesandter Böhlin gewährte, welcher in Ulm viele angesehene Verwandte hatte. *)

Die Belagerung wurde, da sich auch dieser Friedensversuch ohne Erfolg endigte, heftiger; am heftigsten war die Beschiessung am Ostertage; Aber tapfer widerstanden die Belagerten. Konrad von Bemmelberg, der „kleine Heß" genannt, ein Zögling aus der Kriegsschule des Georg von Freundsberg, dessen Lieutenant (Generaladjutant) er bey der Eroberung von Rom (1527.) gewesen war, **) stand itzt in der Stadt Diensten, und vertheidigte sie mit eben so viel Geschiklichkeit als Muth. Nicht weniger zeichnete sich der Graf Ulrich von Helfenstein aus. Zwar lagen in der Stadt nur vier Fähnlein Landsknechte; aber neben diesen diente eine zahlreiche und beherzte Bürgerschaft, deren Kampflust keiner Ermunterung bedurfte. Vor-

---

*) S. P. v. Stetten Lebensbeschreibung II. S. 316.

**) S. (Reißners) Historische Beschreibung der Kriegsthaten der Herrn Georg und Kaspar von Freundsberg rc. (fol. Frankf. a. M. 620.) S. 81.

züglich thaten sich zween Schützen hervor, der eine ein Zinngiessergeselle, der andere ein Gürtler, Hans Meier. Hatten sie ihren Mann ins Gesicht gefaßt, so war er ihnen gewiß; sie schossen ihn gewöhnlich entzwey. Diese Geschiklichkeit hatten sie sich ohne Zweifel auf den damaligen häufigen, feyerlich veranstalteten und oft aus weiter Ferne besuchten Freyschiessen erworben. Es war Sitte, aus den entferntesten Gegenden dazu einzuladen, und die Schützengilden beehrten solche Einladuugen durch Abordnung tüchtiger Leute aus ihrer Mitte. Wer den Preis gewann, wurde, wo er durchzog, besonders aber in der Heimat, mit Jubel und stattlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Ueberall begünstigten und förderten die Obrigkeiten diese Uebungen, weil dadurch kriegerische Tüchtigkeit erworben wurde, und weil es überhaupt in dem Charakter jener Zeit war, Bürgerfeste und Volksfreuden zu veranstalten und zu unterstützen. So hatte die Schützengesellschaft zu Ulm i. J. 1549 acht Büchsen- und Armbrustschützen auf ein grosses Freyschiessen nach Landshut abgeordnet, und der Rath hatte einen Beytrag zu den Zehrungskosten, so wie einen Stadtkärrner, der die Gewehre führen mußte, dazu hergegeben. Ausser zweyen andern Schützen, war auch der be-

sagte Hans Meier, auf eigene Kosten, nach Landshut gezogen; und diese Ulmer-Bürger brachten von fünf und zwanzig Fahnen, die als Ehrenpreise ausgesetzt waren, die drey ersten zurük, und Meier gewann das Beßte mit der Büchse, so wie ein Zürcher mit der Armbrust. Solche Schützen waren nach der damaligen Beschaffenheit des Geschützes, der Befestigung, der Vertheidigung und des Angriffs sehr wichtige Leute für den Staat.

Der Magistrat bewies sich auch für die Dienste, welche die gedachten Männer in der Belagerung geleistet hatten, nicht undankbar. Der Zinngiesser erhielt ein köstliches Kleid, und der Gürtler ausser einem Geldgeschenke ein Jahrgehalt. Im Lager sollen, ohne daß ein Gefecht vorgefallen wäre, sieben hundert Mann umgekommen seyn.

In der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten April verliessen die Fürsten ihr Lager *) und zündeten es an. In Söflingen und

*) Ungenothdrängt heißt es in einem unten zu erwähnenden Schreiben der Stadt Ulm an die schwäbische Ritterschaft zu Ehingen, ddo. 26. Jul. (S. Bürgermeister cod. dip.) equett. II. S. 968.) Allein! eigentlich waren sie doch dazu gezwungen, da ihnen die höhern Interessen des Krieges nicht erlaubten, die Belagerung länger fortzusetzen.

andern benachbarten Oertern fand man Anschlagszettel, worin sie sich, in lateinischer Sprache, Rächer der teutschen Freyheit und der gefangenen Fürsten nannten. Markgraf Albrech verfolgte seinen Nebenzwek, nämlich seine Zerstörungssucht und Raubgierde zu befriedigen, mit solchem Eifer, als ob das sein Hauptzwek wäre, so daß ihm seine darüber sehr unzufriedenen Bundsgenossen keinen Einhalt zu thun vermochten.

Mehrere Dörfer des ulmischen Gebiets wurden in die Asche gelegt, und von den beträchtlichern Orten in demselben, Langenau, Leipheim, Alpek und Geißlingen, über 40 000 Gulden Brandschatzung erpreßt. Das Schloß Helfenstein, besetzt mit Geißlinger Bürgern, unter den Burgvögten Mang, Kraft und Hochwehr, bekam der Markgraf durch Verrätherey, und legte, unter dem Befehle des Silvester Hornung, eine Besatzung von 300 Mann darein. Er fand daselbst viel geflüchtetes Gut.

Unterdessen war ein Theil der verbündeten Fürsten zu gegenseitiger Einhändigung der Geisseln, und um die französischen Hülfsgelder in Empfang zu nehmen, nach Stokach gegangen. Am Ende des May kehrten sie wieder, einige

Meilen unterhalb Ulm, an die Donau zurük, um nach Baiern zu ziehen. Während dieser Zeit hatte Moritz Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft, die sich aber bald auflösen mußten, da beyde Theile die rasche Betreibung derselben nicht wünschten, der Kurfürst, weil er die Sache blos durch die Gewalt der Waffen erledigt sehen wollte, und der Kaiser, weil er die Gefahr weder für groß noch für nahe hielt. Moritz nahm in fliegender Eile die Ehrenberger Klause und Innspruk hinweg, und zwang den Kaiser zur schleunigsten Flucht. Aber noch früher war ein huldvolles Schreiben des leztern, worinn er der Stadt über ihre Treue sein Wohlgefallen bezeugt, und ein ähnlicher Erlaß von dem Könige Ferdinand, dem Rath und der Bürgerschaft, durch den Grafen Philipp von Eberstein, überbracht worden.

So sah sich die Stadt für den Augenblik von der Gefahr befreyt, die ihr gedroht hatte. Der Magistrat hörte aber um deßwillen nicht auf, seine Vertheidigungsmittel zu erhalten und zu vermehren, und so thätig für das gemeine Beste zu sorgen, als die kritische Zeit es forderte. Besonders bemühte er sich, durch wiederholte Ermahnungen und Warnungen die Eindrucke auszulö-

schen, welche die von den Fürsien ausgestreuten Briefe, worinn ihre Sache als fromm und gerecht dargestellt wurde, auf die Bürger machen konnten. Die Stadt Nürnberg, welche, obwohl, wie es scheint, nicht mit freyem Willen, Ulm ermahnte, sich in einen ehrbarlichen redlichen und freundlichen Vertrag mit den Fürsten zu begeben, ward nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

Um diese Zeit setzte ein Absagebrief des Markgrafen Albrecht*), abgefaßt in dem diesem Fürsten eigenthümlichen trotzigen und wilden Stile, die Standhaftigkeit der Ulmer auf eine neue Probe. Er habe, sagte der Markgraf in demselben, Nürnberg nicht ohne dessen verderblichen Schaden dahin gebracht, sich, gleich andern Reichsstädten, mit den christlichen Potentaten, Kurfürsten und Fürsten des Reichs in die Einigung zu begeben, die zur Erhaltung teutscher Freyheit und der christlichen Religion errichtet worden. Nun werde er mit Heereskraft

*) dd. Nürnberg den 20. Jul. S. Bürgermeister a. a. O. — Albrecht hatte unterdessen, ohne Theilnahme der Bundsgenossen, die Stadt Nürnberg, die sich mit der oben angeführten Summe losgekauft zu haben glaubte, aufs Aeusserste gedrängt.

vor Ulm ziehen, ohne Gnade mit Feuer und Schwerdt fürfahren, die Stadt mit Gottes Hülfe erobern, und keine über sieben Jahre alte Mannsperson am Leben lassen, wofern sie nicht innerhalb acht Tagen, durch Bevollmächtigte, in seinem Lager, der löblichen Einung beytretten, und sich wegen der schon begangenen Rebellion mit ihm vergleichen. Denn sie sollen, so Gott will, dießmal anders heimgesucht werden, als jüngst, da man sie noch als verhoffte Freunde ermahnt habe. Allein auch itzt blieb Ulm standhaft, gestärkt durch des Kaisers Beyfall, und sich verlassend auf seine Zusage, daß die Stadt diese Treue von ihm und dem Hause Oesterreich auf ewige Zeiten sollte zu geniessen haben. Von allen Seiten her liefen Nachrichten von Zurüstungen gegen die Bundesfürsten, und Verheissungen von Hülfe und Beystand ein. Die zu Ehingen versammelte schwäbische Ritterschaft, an die sich Ulm um Rath, Trost und Rettung wandte*), ließ es auch nicht an Aufmunterungen und Versprechen fehlen. Ueberdieß hatte sich durch Briefe aus Straßburg das Gerüchte verbreitet, daß der König von Frankreich immer weiter aus Elsaß und Lothringen zurük weiche, folglich die Fürsten in kurzer Zeit

*) S. Bürgermeister a. a. O.

ganz sich selbst überlassen seyn würden. Durch diese Verheissungen und Hoffnungen mit Muth erfüllt, gaben die Ulmer dem Markgrafen die Antwort, sie werden, so lange sie leben, nichts von dem thun, was er verlange.*) Der Passauer Vertrag hatte indessen seinen Fortgang; den Markgrafen aber trieb sein unruhiger Geist zu andern Unternehmungen, die ihn nach einigen Jahren nöthigten, aus Teutschland zu fliehen.

Da auf solche Weise nichts mehr zu fürchten war, so beschloß der Rath, die Wiedererobe- rung der verlohrnen Burg Helfenstein zu versuchen. Konrad von Bemmelberg und Sebastian Besserer unternahmen die Belagerung mit acht Fähnlein Lanzknechten, und der Graf Ulrich von Helfenstein leitete den Gebrauch des Geschützes. Am 4. August setzte sich das Kriegsvolk in Bewegung. Als man aber die Geißlinger Steige hinunter zog, schossen die in der Burg so gewaltig heraus, daß die Hauptleute erkannten, man bedürfe, um die Eroberung schleunig zu vollenden, noch grössere Macht. Sie liessen deßhalb von Ulm noch sieben grosse Karthaunen kommen, von denen die

*) J. Sleidani commentar. (ed. Argent. 1555. fol.) S. 427.

schwerste mit 28 Pferden bespannt war. Kaum hatte sich alles zum Angriffe gerüstet, als eine Kugel aus dem Schlosse so unglüklich fiel, daß drey Pulverwägen in die Luft flogen, wodurch mehrere von den Belagerern verwundet, drey aber getödtet wurden. Dieser Vorfall hinderte die kraftvolle Fortsetzung des Angriffs nicht. Die Stüke der Ulmer sprühten so heftig gegen die Mauern der Burg, daß deren Vertheidiger kaum mehr zum Schusse kommen konnten. Die Besatzung fieng an zu murren und auszureissen. Die Lebensmittel giengen zu Ende; nirgends her war Hülfe zu hoffen. Da übergaben die Befehlshaber Wilhelm von Kaltenbach, der an die Stelle des im Zweykampfe erschossenen Hornung getretten war, und Balthasar Reissenstein, der Hauptmann der Reuterey, nachdem sie sechs Tage lange sich mannhaft gewehrt hatten, das Schloß den Belagerern. Die Besatzung hatte seit dem April hundert Mann, das Belagerungsheer aber ihrer dreyhundert verlohren. Die Mannschaft ließ man mit weissen Stäben abziehen, und bis an die Wirtembergische Gränze begleiten; nur der Kommandant behielt seinen Degen. Waffen, Munition und Proviant wurden nach Ulm geführt. Um in Zukunft solcher an Geld und Blut kostbaren Züge über-

hoben zu seyn, beschloß der Rath in Ulm, das Schloß zu zerstören. Es fielen die alten Mauern und Thürme in Trümmer; die stärksten Quader wurden in die Stadt geführt, und zum Bau eines Wassergrabens, durch den man den einen Arm der Blau leitete, verwandt; das übrige überließ man dem Zahne der Zeit. Die Reste, welche dieser nicht verzehrte, wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vollends abgetragen; und so blieb der Nachwelt nichts mehr von dieser alten festen Burg als ihre Brandstätte. *)

---

*) „Ueber dem Städtchen Geißlingen, wo die Höhen der Alp in das Filsthal hernieder sinken, ragt auf der Krone des Gebirges ein rauher Felsen empor, vor dem sich drey Felsenspitzen noch höher erheben. Hier stand einst die Burg Helfenstein, von deren Daseyn aber nichts mehr zeugt, als die Stätte, wo sie aufgethürmt war; nur ihre Warte hat sich bis in unsre Tage erhalten, ein ernst und feyerlich in das Thal herabschauender, einsamer Thurm, den noch ein Wächter bewohnt, um es den Umwohnern zu verkünden, wenn irgend im weiten Gesichtskreise eine Feuersbrunst bemerkbar wird. Dieser Platz war recht erlesen, um in dem Zeitalter des Gewaltrechts und der Fehden die Wohnung eines Ritters zu seyn. Denn das Auge beherrscht nicht nur das zu den Füssen liegende Filsthal, in der Rich-

Nun war es an dem Kaiser, die durch so grosse Anstrengung und durch so viele Aufopferungen bewährte Treue der Ulmer zu belohnen. Er

---

tung gegen Göppingen und Wiesensteig, sondern auch andere in das Gebürge sich hinstrekende Vertiefungen, und einen Theil der Ebene auf der Höhe der Alp. Auch war das ein fester Rittersitz; wie denn die gedachten Felsenspitzen durch Aufziehbrüken unter einander zusammen hiengen, bey deren Hinwegräumung die Burg, hinter ihren Gräbern und Mauern, unzugänglich stand. Die Grafen von Helfenstein stammten, wie es scheint, von dem uralten Geschlechte der Dynasten von der Fils ab, von denen Rudolf, schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts, das Kloster zu Wiesensteig gestiftet hat. Erst vom zwölften Jahrhundert an beginnt ihre Geschichte aufzudämmern, und bald erscheinen sie unter den edeln Familien Schwabens in grossem Ansehen, durch glänzende Verbindungen, thätigen Antheil an den Händeln jener Zeit, und weitläufige Besitzungen. Es war in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als das Haus auf dem Mittagspunkte seiner Macht und seines Glanzes stand. Es genoß die vorzügliche, durch viele Begünstigungen bewährte Huld des Kaisers Karl IV. Helfenstein, mit seinen Umgebungen, Wiesensteia, der größte Theil der Herrschaft Heidenheim, ein Theil der Stadt und des Klosteramts Blaubeuren, und andere ausser

schenkte, als er im September auf seinem Zuge nach Metz, durch die Stadt kam, dem Landvolke in dem Gebiete, welches durch das Heer

---

diesem zugerundeten Gebiete liegende Güter waren ihm unterthan; viele Edle und Klöster erkannten seine Lehnshoheit; es besaß die Landvogtey in Ober-Schwaben und die Schirms-Vogtey über Elchingen, Königsbronn, Anhausen und Herbrechtingen; ein Graf von Helfenstein war mit Maria, der Tochter des Fürsten Stephan von Bosnien vermählt, und Schwager des Königes Ludwig von Ungarn. Aber von dieser Zeit an neigte sich das Haus wieder zu seinem Untergange. Schon 1382 wurde die Stammburg mit Geißlingen an Ulm verpfändet, und vierzehn Jahre später gar verkauft. Mehrere wichtige Besitzungen eignete sich das Kloster Blaubeuren zu. 1448 wurde die Herrschaft Heidenheim an Wirtemberg überlassen. Wiesensteig blieb noch als das einzige Erbe der reichen Vorfahren in den Händen der verarmten Enkel. 1591 erwarben sie zwar durch Heurath die Herrschaft Mößkirch. Aber es war endlich das Erlöschen des Geschlechts selbst bey den Göttern beschlossen. 1627 starb der Graf Rudolf und wenige Tage nach ihm sein Sohn Heinrich, der letzte der Helfensteine. Ihre hinterlassene Güter fielen an die Häuser Baiern und Fürstenberg. Es ist charakteristisch, daß sich unter dem Kriegsvolk der Stadt Ulm bey der oben erzählten Belagerung ein Graf von Helfenstein befand.

der Fürsten Plünderung, Brand und andere Drangsale erlitten hatte, zwölfhundert Kronen; jedem Kranken und Armen im Siechenhause, Blatterhause und Hospital ließ er eine Gabe von zwölf Kreuzern reichen; den Waisenknaben wurde auf seinen Befehl ein Bad und eine Mahlzeit zubereitet. Im Oktober erhielten die Patricier einen gemeinschaftlichen Adels- und Freyheitsbrief. Im December gestattete er eine bestimmte Belohnung für die Rathssitzungen, und ertheilte der Stadt das Privilegium, allerley goldene und silberne Münzen zu schlagen. Im Jahre 1555 kam noch die Vergünstigung hinzu, den Weinzoll in Geißlingen erhöhen zu dürfen. Diese Belohnungen waren ziemlich gemässigt. Aber vielleicht sollte auch das noch als eine Folge der kaiserlichen Gnade betrachtet werden, daß Ulm im Anfange des nächsten Jahrs das Interim so ungeahndet abschaffen durfte; was jedoch nicht hoch anzurechnen stand, da es bey der vortheilhaften Wendung, welche die Angelegenheiten der Protestanten damals genommen hatten, zu diesem Schritte keiner besondern Begünstigung bedurfte.

Um schmählichen Lohn half er den Stammsitz seiner Väter den fremden Eigenthümern wieder erobern." Chronik d. Teutsch. 808. S. 269. vgl. Veesenmaiers Vers. einer Geschichte des Schlosses Helfenstein. 4. Ulm 796.

Noch weniger entsprach das Betragen des Raths den Erwartungen der Bürger. „Die Herrn, sagt ein gleichzeitiger Chronist, haben doch nicht Wort gehalten, der Bürgerschaft alles anzuzeigen.“ Erst i. J. 1556 kam eine für die Zünfte etwas günstige Rathsvermehrung zu Stande, welche jedoch die Aristokratie keines Wegs milderte. Auch dauerten die Mißhelligkeiten zwischen dem Magistrate und der Bürgerschaft immer fort. Man zankte sich zehn Jahre, bis wieder ein Schwörtag gehalten und ein Schwörbrief abgefaßt wurde. Man nahm zwar in den letztern, zur Beruhigung der Zünfte, einige Ausdrüke aus dem alten demokratischen Schwörbriefe auf, die den Bürgern Mitwirkung bey den wichtigsten Geschäften zusagten. Aber die Erklärung und Anwendung dieser Ausdrüke ist, bis auf die gänzliche Auflösung des reichsstädtischen Gemeinwesens, ein Gegenstand heftiger Streitigkeiten zwischen beyden Partheyen geblieben.

So wurden es die wakern Ulmer, nachdem sie ihre Mauern so tapfer und patriotisch vertheidigt hatten, zu ihrem Schmerzen inne, wie man vergeblich bey denjenigen auf Dankbarkeit rechne, die gewöhnt sind, alles was man für sie thut, als Schuldigkeit, dagegen aber jede Erfüllung ihrer Pflicht als Gnade anzusehen.

Die Wallfahrt nach Hohenstaufen.

Der Religiöse besucht die Gräber der Märtyrer, und die Denkmale, die das Alterthum zum Zeugniß ihres edeln Muthes für die Wahrheit errichtet hat, um dadurch seinen Glauben und seine Hoffnung zu stärken, und die Ermunterungen, die ihr Beyspiel seinem Herzen zum redlichen Handeln und zum standhaften Dulden giebt, zu beleben. Aber es ist auch ein religiöses Gefühl, das den für das Grosse und Edle empfänglichen Sohn des Vaterlands treibt, die Gräber der Helden zu besuchen, die einst seines Volkes Ruhm gewesen sind, und ihrer Spur in den Ruinen nachzugehen, die noch aus ihrer Zeit in der unsrigen übrig geblieben. Denn es ist ja in diesen Helden, so gut als in denen, welche für ihren Glauben sich aufgeopfert haben, das Göttliche, was in dem Menschen liegt, offenbar geworden, wenn sie für das Recht, die Unschuld und die Freyheit das Schwert geführt, die An-

masser und die Tyrannen gezüchtigt, die freye Entwiklung des menschlichen Geistes gefördert und geschützt, und in ihrem Thun und Dulden bewährt haben, welche Macht Gott dem Menschen giebt, um seinen festen Willen geltend zu machen. Auch findet der, der den höhern Sinn des Lebens fühlt, bey dem Anblicke der Denkmale dieser Helden, denselben geistigen Genuß, und es wird seinem Gemüthe die nämliche Erhebung, die man mit Unrecht ausschliessend von den Erinnerungen aus der eigentlichen Religionsgeschichte erwartet. Er fühlt sich mit Macht dem Gemeinen und der Trägheit entrissen, um durch Anstrengung seiner Kraft zum Idealischen und Edeln anzustreben, und wenn die Gegenwart für ihn bedrükend ist, oder seinen Glauben an die Menschheit niederschlägt, so bringen die herrlichen Gestalten, die aus der Vergangenheit ihm erscheinen, wieder Trost und Hoffnung in das bange Gemüth zurük, und bezeugen ihm, daß am Schiksal und an der Menschheit nicht zu verzweifeln sey.

Wie könnten Empfindungen und Anregungen dieser Art dem vaterländisch gesinnten Wanderer entgehen, wenn er sich aufmacht, um die Wohnsitze und die Todtenhallen der Fürsten aus dem Hause Staufen zu besuchen, welche,

wie wir wissen, vom Jahre 1138 bis 1254 den teutschen Thron, mit Kraft und Ruhm, inne gehabt, und durch hohen Sinn im Glük und im Unglük, die meisten teutschen Geschlechter überglänzt, und das Reich auf eine Stufe von Macht gebracht haben, auf der es vor und nach ihnen nie gestanden ist. Zwar wollen wir nicht sagen, daß auch unter ihnen mancher die erbliche Würde und Tugend ihrer Familie verläugnet, daß sie alle, oft in Augenblicken, wo Selbstständigkeit am meisten Noth war, menschlich gewankt, so wie, daß ihr Zeitalter manchen Schatten in ihr Denken und Handeln gebracht habe. Wo ist ein Einzelner, wo ein Geschlecht, dem es gelungen wäre, vollkommen zu seyn? Aber wir, die wir selbst im Ringen nach Vollkommenheit nie zum Ziele kommen, übersehen, nicht das Verbrechen, und eben so wenig die aller Verbesserung widerstrebende Roheit, aber die Schwäche des Augenblicks oder die die gesetzlichen Ufer überströmende Kraft, — wo so viel Geist und Muth, so viel edle Einfalt mit so viel Würde vereint, so viel Tapferkeit und Vaterlandssinn, so viel Ausharren im Streben auf demselben Zwek, so viel Standhaftigkeit im Unglück und so viel fromme, kindliche Gemüthlichkeit uns begegnen, wie in diesem löblichen, teutschen Geschlechte,

— und wo im ganzen Laufe der Geschichten allenthalben der holde Genius waltet, der ein finsteres Zeitalter mit der Fackel der Aufklärung zu erhellen, und die rauhen Genossen desselben für die Reize der Kunst und des Schönen zu gewinnen trachtet.

Im Osten des Königreichs Wirtemberg erhebt sich, einsam und majestätisch der Berg, auf dem einst das Stammhaus der Könige vom Geschlechte der Staufen lag. Keine Paläste und keine Thürme krönen mehr seinen Gipfel; eine in der Ferne kaum bemerkbare niedrige Mauer ist alles, was die Flamme wilder Zerstörer und der Zahn der Zeit den Enkeln von der herrlichen Burg übrig gelassen; wo die Friedriche von Schwaben ihren grossen Unternehmungen, diesseits und jenseits der Alpen nachsannen, und wo die Minnesänger ihre sanften Lieder ertönen liessen, da waidet nun die Ziege und der Stier, und es klingt in dem unermeßlichen Umkreis die Pfeife des Hirtenknaben. Aber ein solcher Wandel der Dinge kann uns nicht das ehrwürdige Heiligthum entweichen. Seine Einladung an unser Herz wird im Gegentheile dadurch dringender, daß es uns die alte herrliche Grösse in ihrem Vorfall zeigt, also in einem

Zustand, der gerade die sanftesten Töne in unsrer Empfindung anschlägt, und uns in die süsse Schwermuth gesetzt, die den Menschen mehr als sonst irgend etwas über das Irdische erhebt.

Wären es auch nicht so grosse und theuere Erinnerungen aus der Vorzeit, durch die der Staufen den teutschgesinnten Beobachter anzieht, so erregte schon seine Ansicht, zumal von Norden her gefaßt, und die Gestalt seiner Umgebungen, als ein in hohem Stile ausgeführtes Landschaftsgemälde das größte Interesse. Auf der freundlichen, an mannigfaltigem Natursegen reichen Höhe, zwischen der Lein und der Rems, zweyen kleinen Flüssen, von denen der eine gegen Abend und der andere gegen Morgen strömt, dahin wandelnd, bietet sich uns, indem wir das Auge gegen Mittag richten, eine lange, stolz sich erhebende, mit Wäldern und Felsen gekrönte, und durch viele in sie hinein ragende Thäler und Schluchten unterbrochne Gebirgketten dar. Sie ist der nördlichste Vorsprung der Alp, der sich östlich gegen den Kocher und nördlich gegen die Rems herab senkt. Viele einsame Rittersitze und verfallene Burgen krönen ihre Gipfel. Auf einem senkrechten Felsen erheben sich in alterthümlicher Pracht die Trümmer des Ro-

fensteins. Manches friedliche Dörfchen sieht aus den Buchten der Bergabhänge uns entgegen. Auf der höchsten Spitze des Gebirges, wo es gegen Westen ein Eke bildet, liegt eine dem heiligen Bernhard gewidmete Kapelle — und nun ist die lange Kette abgebrochen, und einzeln steigen, auf einer niedrigern Stufe der Erdoberfläche drey mächtige, das Gebirge selbst überragende Kolossen, der Stuifenberg, der Rechberg und der hohe Staufen empor. Der erstere übertrifft an Höhe und Umfang die beyden andern; aber sein größten Theils kahler Rüken, den weidenden Viehheerden einen weiten, reichlich nährenden Spielraum gewährend, trägt nicht und trug nie irgend ein Wohngebäude. Die beyden andern Berge springen von ihm in der Richtung gegen Abend vor. Alle drey erscheinen als die Begleiter, oder, wenn man will, als die Vorposten der östlichen Alp.

An dem nördlichen Fusse des Rechbergs, in dem tiefen Remsthale, das von seiner Höhe angesehen, einem Abgrund gleicht, liegt die Stadt Gmünd, in lieblicher Umgebung, und durch ihre Mauern und Thürme, so wie durch den Geschmak, in dem manche ihrer öffentlichen und Privatgebäude aufgeführt sind,

ein hohes Alterthum anzeigend. Ihr Name wird zuerst im achten Jahrhundert genannt, da Karl der Grosse dem Abte Volrad von St. Denis die Erlaubniß ertheilte, zu Gamundia, in Allemannien, eine Niederlassung für einige seiner Mönche zu gründen. Aber das schönere Aufblühen der Stadt fällt erst in die Zeit, in der die Herrn von Staufen, zu deren Besitzthum sie gehörte, die herzogliche Würde in Schwaben erhielten, und reicher an Land und Leuten, sich mit einem stattlichen Hofe umgeben sahen. Da forderte es ihr Bedürfniß, in der Nähe ihrer wichtigsten Burg eine Niederlassung zu haben, in der Künste und Gewerbe getrieben wurden, und die ihnen gewährte, was der steigende Luxus ansprach. Friedrich, der Einäugige, umgab die Stadt i. J. 1110 mit einer Ringmauer. Konrad, Herzog in Franken, stiftete i. J. 1140 das Augustinerkloster, und später das der Dominikaner. Friedrich Barbarossa weilte öfters in der Mitte seiner getreuen Bürger von Gmünd, gab ihnen Stadtrechte und andere Freyheiten, und setzte den silbernen Einhorn in ihr Siegel. Dafür waren sie seinem Hause immer hold, und folgten freudig mit ihrem Kriegsvolke dem Panner von Staufen, wenn auch gleich selbst der päbst-

liche Bannstrahl sie bedrohte. Sie sahen das löbliche Regentenhaus in seinem edeln Sprößling Konradin traurig untergehen. Dessen Untergang aber führte sie, wie es scheint, zur reichsständischen Unmittelbarkeit, welche unter manchem Wechsel des Schiksals, wohl sechsthalb hundert Jahre von ihnen behauptet ward. *)

In das Zeitalter des Stauffenschen Besitzes fällt ohne Zweifel der Ursprung der Johanneskirche, welche, einen ansehnlichen Thurm zur Seite, als ein ehrwürdiges Alterthum, unter den übrigen Kirchen und Klöstern der Stadt sich auszeichnet. Ihre kunstlose und daben sehr solide Bauart, die Tiefe und das Dunkel ihres Innern, die in die Steine eingehauenen Figuren von Menschen, Engeln, Thieren, die rauhe Form und die feste Zusammenfügung des Ganzen, — verrathen deutlich den Geschmak des eilften oder zwölften Jahrhunderts. Eine besondere Merkwürdigkeit in ihr ist ein Gemälde auf Tuch, welches die Ansicht des Remsthals, vor der Erbauung der Stadt Gmünd, darstellt. So weit zurük ist nun freylich das Stük nicht zu setzen; es ist offenbar das Werk

*) S. J. A. Rinks Gesch. der Reichsstadt Schw. Gmünd ꝛc. (S. 802.) S. 7 — 24.

eines weit spätern idealisirenden Künstlers. Indessen fällt sein Ursprung gewiß wenigstens in das fünfzehnte Jahrhundert zurük, und auch bey dieser Voraussetzung gewährt es noch Interesse genug, indem es uns zeigt, wie damals die Oberfläche dieser Gegend beschaffen war, wie die nun zerstörten Burgen in ihrem ursprünglichen Zustande sich ausnahmen, und wie dichte Waldungen und wüste Einöden das Thal und seine Abhänge bedekten, wo nun die fleissige Hand des Menschen lachende Wiesen, fruchtbares Akerland und schöne Meyerhöfe geschaffen hat. Wie könnte die im Laufe der Zeit ununterbrochen fortgehende Umbildung der Erdoberfläche in irgend einem gegebenen grössern oder kleinern Kreise lebendiger zur Anschauung gebracht werden, als durch ein solches Werk der darstellenden Kunst?

Wenn man von Gmünd nach Hohenstaufen hinauf geht, — welchen immer bergan sich ziehenden Weg zurük zu legen ein auch rüstiger Fußgänger zweyer Stunden bedarf, — so hat man, in kleiner Entfernung den Rechberg stets zur Linken. Er erhebt sich auf der Mitternachtseite, gegen die Stadt herab, sehr steil, aber man ersteigt ihn auf einem be-

quemen Pfade, der am sanftern Abhange sich hinauf zieht. Seine Spitze krönt eine ansehnliche Kirche, umgeben von den Wohnungen ihres Priesters und seiner Gehilfen, in der schon seit Jahrhunderten fromme Wallfahrten — die jedoch in der neuesten Zeit immer sparsamer und ungläubiger erscheinen — das wunderthätige Bild der „schönen Maria“ anbeten. Der Kirche gegenüber, aber viel niedriger als sie, bildet der Berg eine zweyte Emporragung, und auf ihr liegt das Schloß Hohen-Rechberg, durch seinen ernsten, alterthümlichen Charakter des Wanderers Blike an sich ziehend. Es ist mit starken Mauern und Thürmen umgeben; eine Aufziehbrüke, einen tiefen Graben bedekend, verbindet es mit dem Berge; in seinem Innern sieht man sich um Jahrhunderte aus der izigen Welt zurük versetzt. Auf seinem Zinnen, so wie auf der höhern Spitze, die die Kirche trägt, eröffnet sich dem Auge ein ungeheurer Umkreis. Am Berge findet sich eine Menge Petrefakte. Auch beweist schon die ganze Formation der Erderhöhungen, hier und weiter gegen das Gebirg hin, daß diese ganze Gegend einst aus dem Wasser hervor gestiegen sey.

Die Burg Hohen-Rechberg ist die Wiege einer der ältesten und edelsten teutschen

Familien der ehemaligen Grafen und nunmehrigen Freyherrn von Rechberg und Rothen Löwen. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts — so erzählten die Alten, *) als schon die Sonne des Evangeliums ihre Strahlen in die Wälder Allemanniens ergossen hatte, hauste ein mächtiger Dynast auf der Höhe der Tek, noch in des Heidenthums Greuel und Finsterniß begraben, und mit Grausamkeit die guten Seelen verfolgend, die von seinen Götzen sich zu dem lebendigen Gott bekehrt hatten. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs Rumelius von Allemannien, und er beschloß, die heilige Sache des Kreuzes an dem Heiden zu rächen. In grosser Zahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bey Hausen, am Fusse der Tek. Es rükten die Feinde gegen einander an; aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abend des blutigen Tages lagen dreyzehn tausend erschlagene Heiden auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit den rothen Löwen; und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, daß sie sich dort ansiedeln sollten.

*) Lyrer und Felix Fabri.

Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, führten ein christliches, ritterliches Leben, und wurden die Väter einer Familie, die mit grossem Segen geblüht hat, bis auf diesen Tag. — Dieß meldet uns die Sage aus der Vorzeit, ohne daß jedoch urkundlich verbürgt wäre, was sie uns kund thut; aber die Sage, unabhängig von ihrem Innhalt, beweist den alten Ruhm des Geschlechts, von dem sie spricht.

Zu der Zeit, in welcher das Haus Staufen den teutschen Thron inne hatte, erscheinen die Rechberge bereits unter den Dienstleuten dieses Hauses, und in der Kirche, mit grossen Würden geziert. Ulrich, der ums Jahr 1202 verstorben, war Marschall der Herzog von Schwaben; von seinen Zeitgenossen und Vettern saß ein anderer Ulrich auf dem bischöflichen Stuhle von Speyer, und Siegfried auf dem von Augspurg. Nachher wuchs die Familie an Gütern, Verbindungen und Ansehen herrlich heran; zugleich verbreitete sich dieselbe in mehrere Zweige; viele ihrer Glieder thaten durch Weisheit im Rath und durch Kraft in der That sich hervor. Sie gab den geistlichen Sitzen Eichstädt, Ellwangen, Chur, und Einsiedeln Bi-

schöfe, Pröbste und Aebte; mit den ausgezeichnetesten Häusern von Schwaben, namentlich mit den Herzogen von Tek, den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohen-Zollern, Werdenberg, Zimmern, Schwarzenberg ꝛc. waren sie verschwägert; die Herrschaften Heidenheim, Mindelheim, Kirchberg, Babenhausen, Illeraichheim, Sindelfingen, Faurdnau, der größte Theil des Gmünder Gebiets und eine Menge Burgen und Dörfer am Kocher, der Rems und der Fils waren kürzere und längere Zeit in ihrem Besitze. Hätten die Rechberge erhalten, was ihre Voreltern inne gehabt, ihr Gut wäre im achtzehnten Jahrhundert als ein ansehnliches teutsches Fürstenthum bestanden. Aber diese Art von Emporkommen war ihnen im Rathe der Götter nicht zugedacht. Immer war in frühern Zeiten die Familie zu zahlreich, als daß die Vereinigung ihres Besitzthums unter ein Haupt thunlich gewesen wäre. Manches kam als Heurathgut, manches als Erbstük an fremde Namen; einiges gieng durch das Unrecht der Zeit, einiges durch Unwirthlichkeit verlohren. Doch blieb das Haus immer eines der begütertesten unter den reichsritterschaftlichen Geschlechtern, und schön und edel haben seine männlichen Glieder in unsern Tagen, durch verdienstliche

Geschäftsthätigkeit und tapfere Thaten, den Ruhm der Väter erneuert.*)

Auf der Höhe des Bergrükens, über den der Staufen emporsteigt, gelangt man in den Marktfleken Hohenstaufen, der sich an dem südlichen Abhange des Berges anlehnt. Er enthält 800 Einwohner, die sich theils von Handwerkern, theils von dem Feldbau nähren. Der leztre ist erträglicher, als man in einer so hohen Lage erwarten sollte. Von Getraide gedeiht vorzüglich Roken und Gerste; die gesunden und fruchtbaren Wiesen erhalten einen ansehnlichen Viehstand; und in glüklichen Jahren gewähren die Obstbäume, — unter denen besonders die Zwetschgen- und Kirschenbäume gut fortkommen — einen

*) Eine Uebersicht der Geschichte der Herrn von Rechberg und rothen Löwen findet sich in (v. Seida und Dinglers) Baierischer Vaterlandskunde zc. 807. I. S. 193. ff. Eine vollständige Chronik dieses Hauses hat, mit Benuzung eines grossen Vorraths von Archivaturkunden und aller gedrukten Quellen Hr. Dechant Rink in Donzdorf, mit Sachkenntniß und Fleiß bearbeitet. Die Herausgabe derselben ist sehr wünschenswerth, da die Geschichte von Schwaben überhaupt, und besonders die des schwäbischen Adels in ihr viele sehr schäzbare neue Aufklärungen und Berichtigungen erhält.

namhaften Gewinn. Oben im Marktfleken steht die Kirche, ein altes Gebäude, in welcher das Bild des Kaisers Friedrich ꝛc., auf einer zugemauerten Thüre, in Lebensgrösse, angemalt ist. Aber das Gemälde sowohl, als die dabey stehenden Verse sind von einem zu neuen Ursprung, als daß sie die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers erregen könnten. Die sämtlichen Bewohner von Hohenstaufen sind leibeigen, und zwar zu der Burg, die einst über ihren Häusern sich erhub. Ohne Zweifel schreibt sich diese Verfassung noch von den Zeiten Fridrichs des Alten, des ersten Herzogs von Schwaben aus diesem Hause her, der die Burg, vermuthlich nach einer vorher gegangenen Zerstörung, erbaute, und arme Leute um sie her ansiedelte, aus deren Wohnungen dann das itzige Dorf entstand. *)

Von hier erhebt sich der Berg, in pyramidalischer Gestalt, und ringsum in sehr steilen Abdachungen, noch so hoch, daß man von der Kirche an beynahe einer Viertelstunde bedarf, um seinen Scheitel zu erglimmen. Ein grau-

*) In casteo Stoyphe dicto coloniam posuerat — sagt Otto von Freisingen I. 8.

weisses feines Gestein ist seine Masse, welche eine dünne Deke von Erde überzieht. Seine Seiten, so wie sein Gipfel, sind kahl. Man unterscheidet leicht die über einander gesetzten Lagen seines Körpers, durch welche die bildende Natur ihn immer höher thürmte. Aber seine Abhänge scheinen, zum Behufe der Befestigung, von Menschenhänden geglättet, und seine Eken gerundet. Sein Gipfel bildet eine ovale Ebene, von ungefähr drey Wirtembergischen Morgen Flächeninnhalt. Auf der nordwestlichen Seite öffnet sich eine vier Schuh hohe, und fünf Ruthen lange Höhle in die steile Felsenwand, von den Anwohnern das Heidenloch genannt. Sie ist unverkennbar ein Werk menschlichen Fleisses; aber keine sichere Kunde giebt ihre ursprüngliche Bestimmung an. Eine bequeme, auf der abhängenden Seite mit Schranken verwahrte Strasse führt von dem Dorfe auf den Berg.

Hat man seinen Gipfel erreicht, so fühlt der sinnige Wanderer sich vor allem von dem unermeßlichen Gebiete seines Blicks, — einem grossen, herrlichen Tempel Gottes — so gewaltig ergriffen, daß die überraschende, mächtige Gegenwart wohl in dem Momente des ersten staunenden Anschauens, die Sehnsucht nach dem antiken Leben, die hier ihre Genüge finden wollte,

überwältigt und zum Schweigen bringt. Ja eine herrliche Aussicht, durch Grösse, Mannigkeit, Schönheit und vielfaches Interesse! Man fühlt sich erhaben über das gemein menschliche Daseyn, da es mit all' seinem Schimmer und seinen Armseligkeiten, uns zu Füssen zu liegen scheint, und man wird empor gezogen zu Gott, dessen Macht und Grösse der weite, majestätische Schauplatz so laut und kräftig ausspricht. Indem man sich gegen Morgen wendet, sieht man den Rechberg und dann den Stuifenberg im Vorgrunde der weitverbreiteten Landschaft gelagert, und hinter ihnen beginnt der nördliche Strich des Alpgebirges, seine Gipfel und Rüken stolz gen Himmel erhebend, und in hundert Beugungen und Wölbungen sich gegen Osten hindehnend. Auch hier zeigt sich die Kirche auf dem Bernhardsberg wieder in ihrer charakteristischen Position, gleichsam die Eksäule dieser Bergkette auf dieser Seite bezeichnend. Links von diesen Höhen schlängelt sich das Remsthal hin, aus dem die Stadt Gmünd freundlich heraufblikt, und nun wechseln Felder und Wälder, Erhöhungen und Vertiefungen mit einander ab, das Schloß von Ellwangen und die dortige Wallfahrtskirche auf dem „schönen Berge“ erheben sich feyerlich in dem waldigten

Gelände, und hinter ihnen ziehen sich blaue Höhen hin, schon tief hinter der Gränze des ehemaligen Fürstenthums Anspach liegend. — Auf der Mittagseite bildet das schöne Filsthal, in vielen Wendungen von Geißlingen bis zu seiner Vereinigung mit dem Nekarthale sich herunter ziehend, den Vorgrund. In ihm ist besonders Göppingen, und dem Berge gegenüber das alte Schloß Staufenek markirt. Jenseits desselben aber zieht sich, in majestätischer Anordnung die Alp in ihrer ganzen Länge hin, und die hohen Spitzen in der Herrschaft Wiesensteig, die Tek, Neufen, die Achalm, der Roßberg und Hohenzollern stellen sich dem Auge dar; ein herrlicher, pitoresker Anblik, und die interessantesten Erinnerungen erwekend. — Das Land gegen Mitternacht stellt einen ungeheuern Wald vor, aber nicht in dem Charakter einer wüsten Einödde, sondern belebt durch eine Menge Dörfer, Thürme, Schlösser und Höfe, die aus dem Dickicht hervorragen. Man überschaut hier den größten Theil des Oberamts Welzheim, der Grafschaft Limpurg und die westlichen Gegenden des Fürstenthums Ellwangen. Am weitesten reicht aber der Blik gegen Abend. Da thun sich

dem Beobachter die paradiesischen Thäler von Wirtemberg auf; es glänzt ihm Hohenheim und weiter westlich die Solitude entgegen; über diese erhebt sich die hohe Seitenwand des Schwarzwalds, die Herrnalp und Gernspach von demselben scheidet, und in blauer Ferne entdekt das scharfe Auge sogar die höchsten Spitzen des Vogesus, dem Gränzgebirge zwischen Lothringen und Elsaß. Wendet man sich dann gegen Nordwest, so schließt der Stromberg und der deutlich sich darstellende Michelsberg den Horizont. Mit Staunen und Bewunderung sieht das Gemüth, von diesem ungeheuern Umkreise umgeben, sich erfüllt, und langsam erholt es sich von dem überwältigenden Eindruck des herrlichen Ganzen, um das Einzelne in ihm fassen, und betrachten zu können, was so gewaltig sich dem Gefühle zudringt.

Aber auch das Nächste hat hier so grosses Interesse; man wandelt auf der Spur der Helden, die ihres Zeitalters Ruhm gewesen sind, und auf ewig der Stolz der Teutschen bleiben werden. Umsonst suchen wir jedoch die Palläste, die sie bewohnt, und die Thürme, auf denen sie in das weite Land hinausgespähet haben.

Der Gipfel des Berges ist eine kahle, mit Gras bewachsene Ebene. Ein niedriges Gemäuer, ungefähr achtzehn Schuhe lang, mit wenigem Schutt umgeben, ist noch der einzige Ueberrest von der prächtigen Kaiserburg. Wie nachdrüklich predigt derselbe die Vergänglichkeit aller menschlichen Grösse von dieser steilen Höhe herab. Bey seinem Anblik empfanden wir das ganze Gewicht der Worte in Ossians Karthon:

Warum baust du die Halle,
Sohn der geflügelten Tage?
Du blikst von deinen Thürmen heute;
Wenig Jahre — dann brausen
Heran die Stürme der Wüste,
Die leeren Höfe durchheulend,
Umsausend den alternden Schild!

Noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts trug der Staufen die schönen Trümmer der alten Burg; aber der ökonomische Geist der folgenden Zeit, der das Heilige nicht ahnet; was in solchen Denkmalen ist, hat sie allmählich geschleift und verschleppt. Im Jahre 1588, also drey und sechszig Jahre nach der Zerstörung der Burg, machte der wakere Sammler schwäbischer Geschichten, Martin Crusius, eine Wallfahrt zu den Monumenten aus der Periode des Hauses Staufen, deren treuherzige

Beschreibung er uns in dem zwölften Buche seiner Annalen aufbewahrt hat. Damals standen noch hohe Mauern und Thürme, und die sieben Schuhe dike Ringmauer, auf der man umher gehen konnte; aber alles war im Zerfallen. Das Thor auf der Mittagsseite hatte zween alte wurmstichige Thorflügel. Der sogenannte Mannsthurm war noch 52 Schuhe hoch, auch der Bubenthurm hatte sich ziemlich erhalten. Aber im innern Raum der Gebäude wuchs Gras, an den Mauern Bäume und Holunderstauden. Der Brunnen und der Keller waren mit Steinen angefüllt. Nichts war mehr mit Ziegeln gedekt, alles Holz hinweg getragen. Mit tiefem Gefühle betrachtete der fromme, patriotische Crusius den Greuel der Verwüstung. „Lieber Gott, „spricht er, soll eine so grosse Herrlichkeit der „mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem „so scheußlichen Anblik gediehen seyn! Kein Kai„ser, kein Fürst ist mehr da; keine Hofleute, „keine Ritter, keine griechische Irene, keine „andere Kaiserinn, keine Herzoge, kein Frauen„zimmer. Kein Geräusch mehr der Menschen, „keine Trompete hört man weit und breit er„schallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch; „alles ist hinweg geflogen wie ein Vogel. Ein „Bauernschultheiß hat itzt die Schlüssel zu dem

„Thore, und er mähet das im Schloßhofe hoch „stehende Gras. Mit Erbarmung über das mensch„liche Elend hatten wir alles fleissig betrachtet, „und ich begann dann das Lied zu singen: Mag „ich Unglük nicht widerstahn!" *)

Die Burg Staufen hat von der Zeit, da Friedrich, der Alte, der von dem Könige Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben empfangen, sie erbaut, oder wieder hergestellt, bis auf ihre Zerstörung, fünfthalb hundert Jahre gestanden. Aber sie ward dem Hause des Erbauers entfremdet, ehe dasselbe gänzlich untergieng. Denn schon i. J. 1274 finden wir es in den Händen des Schenken Walther von Limpurg, der, ein treuer Waffengenosse des Königs Konrads IV. es von diesem für seine kostbaren Dienstleistungen erhalten, oder nach seinem Tode sich zugeeignet haben mochte. Konradin hatte kein Eigenthum mehr an dem Stammsitze seiner Väter. Aber schon in dem gedachten Jahre überließ Schenk Walther, vermöge eines zu Urbach geschlossenen Vergleichs, **)

*) M. Crusii Schwäb. Chron. (teutsche Ausgabe von Moser) II. S. 374.

**) Die Urkunde ist abgedrukt in H. Preschers Gesch. und Beschreib. von Limpurg 2c. II. S. 389 f.

das Schloß Staufen, samt dem Burgsitze mit allen seinen Gütern und Leuten auf der andern Seite der Rems, seinen Tochtermann Ulrichen von Rechberg, gegen Erlegung von 450 Pfund Heller, pfandweise. Wie lange die Pfandschaft in den Händen der Rechberge geblieben, darüber schweigt die Geschichte; so wie es auch unbekannt ist, aus welchem Rechtsgrunde nachher der Kaiser Karl IV. Staufen und Achalm an das Haus Oesterreich verpfänden konnte. Dieses blieb nicht lange in dem erworbenen Besitze, indem die Erzherzoge Albrecht und Leopold i. J. 1370 beyde Burgen, um 12000 ungarische Gulden, an die Gebrüder, Hans und Wilhelm von Rietheim verpfändeten; der leztre verkaufte aber die Pfandschaft 1378 an den Grafen Eberhard von Wirtemberg. Der Verkauf wurde nicht nur auf dem Hofgerichte in Nürnberg im Namen des Kaisers bestätigt, sondern auch i. J. 1387 von dem Kaiser Wenzel verordnet, daß niemand den Käufer in dem Besitze beyder Vesten irren oder stören soll. Als i. J. 1519 der Herzog Ulrich von Wirtemberg von dem schwäbischen Bunde vertrieben ward, theilte Staufen gleiches Schiksal mit dem gesamten Lande. Der Obervogt Jörg Staufer zu Göppingen,

einer von den ersten, die dem Herzoge treulos wurden, und ihre Untreue durch Absagebriefe erklärten, schien selbst sein Aug auf die Erwerbung der Burg gerichtet zu haben, deren Namen klang, wie der seinige. Er erhielt auch die Stelle ihres ersten Befehlshabers; aber unter seiner Verwaltung fiel der alte Kaisersitz, durch den grausamen Muthwillen der empörten Bauern, in Asche.*) Nach Ulrichs Wiederherstellung kam Staufen an den alten Besitzer. Umsonst erhub im dreissigjährigen Kriege die Erzherzoginn Klaudina von Oesterreich vergessene Ansprüche an diese Burg und ihre Zugehörden, so wie an die Achalm; umsonst nahm sie nach der Nördlinger Schlacht beyde Herrschaften in Besitz. Der westfälische Friede machte das wohlerworbene Recht des Hauses Wirtemberg gegen die augenbliklich siegende Gewalt wieder geltend.

*) Wie in dem vorigen Bande dieser Schrift erzählt worden. — Wer umständlichere Nachrichten und Schilderungen von Staufen zu lesen wünscht, findet sie in J. F. Ammermüllers Hohenstaufen ꝛc. 8. Stuttg. 805. m. K. u. in H. Preschers Alt Germanien (8. Ellwang. 805.) 2. Hft. Beyde Schriftsteller behandeln den Gegenstand mit genauer Kenntniß und vaterländischem Sinn.

Indem wir diesen alten ehrwürdigen Sitz eines unvergeßlichen teutschen Geschlechtes verliessen, um auch noch die Grabstätte der Fürsten aus dem Staufenschen Hause, in dem Kloster Lorch, zu besuchen, führte uns ein steiler Pfad auf die zweyte Gebirgsstufe hinab, die über dem linken Ufer der Rems sich hindehnt; und nach einer Stunde gelangten wir in den stattlichen, wie es scheint, von einem fruchtbaren Gelände umgebenen Marktfleken Wäschenbeuren, den die Familien von Taxis und Freyberg, unter Wirtembergischer Souverainetät besitzen. Auch hier befanden wir uns wieder in der Nähe eines interessanten Denkmals der schwäbischen Friedriche. Nördlich von dem Orte, gegen die Rems hin, liegt nämlich ein altes, einfaches Gebäude, von einem Förster der Gutsherrschaft bewohnt, welches den Namen des Wäscherschlößleins führt. Es ruht auf starken und diken Mauern, und ist von einem tiefen Graben umgeben. Ueber seinem Eingange sieht man die Jahrszahl 1160 eingehauen. In geringer Entfernung davon breitet sich, mitten in den Akerfeldern, ein grosser Grasgarten aus, welcher mit dem Namen des Buren bezeichnet wird. Auch in ihm steht ein altes, gleichfalls mit einem Graben umgebenes Gebäude,

aus dem man eine sehr weite und schöne Aussicht beherrscht. Nach allen Andeutungen, die uns die Geschichte giebt, haben wir hier die Wiege und die eigentliche Heimat des Hauses Staufen zu suchen.

Der Abt Wibald von Korvey, der unter dem Kaiser Konrad III. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte und schrieb, und als nächster Zeitgenosse alles Glaubens würdig ist, nennt den Vater Friedrichs, des Alten, — Friedrichen von Buren. Dieses Buren (oder nach neuerer Formation: Beuren) haben die frühern Geschichtforscher allenthalben gesucht, nur nicht da, wo es sich so ungesucht darbietet, nämlich am Fusse des Staufen, und mitten in dem alten staufenschen Erbe. Nicht nur trägt, wie bereits bemerkt worden, die Umgebung des zweyten genannten Burgfalls, noch heut zu Tage den Namen Buren; denselben Namen führt auch der Ort Wäschenbeuren in den ältesten Urkunden bis ins vierzehnte Jahrhundert herein; so daß die erste Ansiedlung des Hauses auf diesem Punkte keinem Zweifel unterliegt. Erst als der nachherige Herzog Friedrich sich auf der Spitze des Staufen niedergelassen hatte, änderte sich die Benennung, und er schrieb sich,

wie die Sitte jener Zeit es mit sich brachte, nach der Burg, die er bewohnte.

Um deßwillen hörte der Name der Herrn von Buren nicht auf; er ward im Gegentheile von einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses fortgeführt, welche sogar noch immer blühte, als der Hauptast schon verdorrt war. Drey Jahre nämlich nach Konradins Hinrichtung, (1271.) kommt in den Urkunden ein Ritter, Konrad, der Wascher, dessen Sohn, und sein Bruder Egeno, vor. Er hauste in dem Wascherschlößlein, und besaß das Gut Wäschenbeuren, welche beyde Besitzungen die Präfixe ihrer Namen ohne Zweifel von ihm erhalten haben. Noch vor dem Aussterben seiner herzoglichen und königlichen Agnaten trat er mit Ansprüchen an das Kloster Lorch auf. „Ihm gebühre, als einem Stammsvettern der Stifter die Kastenvogtey des Klosters, da im Stiftungsbriefe ausdrüklich versehen sey, daß dieselbe immer der Aelteste der Familie inne haben soll“ Dagegen sträubten sich Abt und Mönche, und der Prätendent that den letztern zu leide, was er konnte. Nach Konradins Tod wurden seine Forderungen noch ungestümmer. Aber da es ihm an Macht gebrach, sie geltend zu machen, sah er, daß alle seine Bemühungen um-

sonst waren, und so begab er sich endlich durch einen Vertrag seines Rechtes, welches dann i. J. 1291 an Wirtemberg übergieng. In Konrad und seinem Sohne erhielt sich, obwohl nur in schwachem Schimmer, die Nachkommenschaft der Stautenschen Urväter. Mit dem letztern scheint aber die lange Geschlechtsreihe sich geendigt zu haben.

Das Kloster Lorch liegt auf einem Hügel über dem Remsthale, das hier noch nicht den freundlichen Anbau und die lachenden Rebenwände zeigt, die ihm weiter unten so unaussprechliche Reize geben. Im Gegentheile sind die Abhänge auf beyden Seiten mit Wald bewachsen; es öffnet sich keine weite Aussicht; auch bietet das enge Thal wenige mahlerische Parthieen dar. Nur breiten sich in seiner tiefsten Niederung schöne Wiesen aus, und der fleissig gebaute Boden verräth ein arbeitsames Volk. Auch erscheint in dem an dem Fusse des Klosterberges liegenden ansehnlichen Marktfleken viel Wohlstand und Betriebsamkeit, so wie die durch ihn sich ziehende Landstrasse von Nürnberg nach Suttgardt die Lebhaftigkeit sehr vermehrt.

Die Anhöhe, auf welcher die Klostergebäude liegen, trug eher den Namen „Marienberg;“

auch stand auf ihrem Rücken eine alte Burg der Herrn von Staufen. Diese Burg beschloß Herzog Friedrich, als er an Gütern und Ansehen gewachsen war, und endlich ruhig das ihm zuerkannte Herzogthum Schwaben inne hatte, in ein Haus Gottes umzuwandeln, in dem fromme Männer, nach der Regel des heiligen Benedikt, am Altare dienen sollten. Die Ausführung des christlichen Vorhabens war noch leichter, da bereits in dem Marktfleken Lorch eine Probstey mit 6 Kanonikern und eben so viel Vikarien bestand, die mit der neuen geistlichen Anstalt vereinigt werden konnte. Die Stiftung geschah i. J. 1102 und werden in dem darüber ausgefertigten Briefe, Herzog Friedrich und seine Gemahlinn Agnes, und seine beyden Söhne Friedrich und Konrad, als die Stifter genannt. Die Kastenvogtey behielt der Stifter immer dem ältesten seines Geschlechtes vor; als aber ein unglükliches Verhängniß dieses Geschlecht vertilgt hatte, kam dieselbe an das Haus Wirtemberg. Die Aebte erschienen dann an dem Hofe der Grafen als Rathgeber und Diener, und leisteten ihnen, als getreue Landstände, in ihren Kriegen Beyhülfe an Geld, Mannschaft und Rüstung. In dem Bauernkriege hatte das Kloster gleiches Schiksal mit der Stamm-

burg Staufen; es wurde von den Rasenden verbrannt. Der letzte katholische Abt war Benedikt Rebstok, der i. J. 1563 starb, nachdem er noch ein Zeuge davon gewesen war, wie in den heiligen Hallen seines Gotteshauses der Chorgesang verstummte, und die Stimme lutherischer Prädikanten sich erhub.

Ein gut erhaltener Fahrweg führt von dem Marktfleken in das Kloster herauf. Seine Ansicht von der Mitternachtseite, auf der es hier umgangen wird, wo sich eine starke Ringmauer, mit Thürmen und Gräben, dem Auge darbietet, so wie die Aufziehbrücke, durch die man in das Thor gelangt, erinnert, daß hier eher eine feste Burg gestanden sey, von der auch die starken Grundmauern zu sehen sind. Eine uralte, astreiche Linde vor dem Thore kündigt sich auch als ein Zeuge aus der Vorzeit an. Durch eine Pappelallee gelangt man in das Innere des Klosters; mehrere ökonomische Gebäude und die Wohnungen einiger königlichen Beamten, alle, wie es scheint, von neuerm Ursprunge, erfüllen den innern Raum. Diejenigen, welche an die Ringmauer auf der Südseite angebaut sind, geniessen einer angenehmen Aussicht in das Thal hinab, und auf die am Fusse des Klosterberges vorüberziehende Landstrasse. Nur sucht das Auge

hier vergebens den Staufen; er ist durch die gegenüber liegende waldigte Anhöhe bedekt.

Aber ein ehrwürdiges Alterthum ist die auf der Abendseite liegende Klosterkirche, — die Grabstätte so vieler Prinzen und Prinzessinnen aus dem schwäbischen Königshause, — die in dem Brande glüklich erhalten, der Nachwelt bezeugt, wie die löblichen Altvordern ihre Todten geehrt haben. Nur bemerkt man nicht ohne schmerzhafte Rührung, wie viel der Zahn der Zeit an diesen starken Mauern schon zermalmt, und wie dieß Werk uralten teutschen Baugeschmaks immer mehr vergehe. Der Haupteingang ist durch keine Thürflügel mehr verschlossen. Nur hie und da hängt noch eine zerbrochene Glasscheibe in den zertrümmerten Fenstern. Der mit Baksteinen gepflasterte Fußboden ist aufgerissen; der hölzerne Innbau meistens zerstört. Vielleicht wäre das Ganze schon zerfallen, hätte nicht ein über der Deke angelegter Fruchtboden die Erhaltung des Daches nothwendig gemacht. Man wird mit Ehrfurcht erfüllt, wenn man, beym Eintritt in dieses Heiligthum, sich erinnert, daß man hier über der Asche der Stammsverwandten des ersten und zweyten Friedrichs wandle; aber die Bemerkung, wie verlassen dieses Heiligthum sey, und wie

jeder Tag es seinem Verfalle näher bringe, mischt tiefe Wehmuth in jene Empfindung. *)

Zum Glüke ist das Grabmal der Stifter, welches der Abt Nicolaus Schenk von Arberg, nachdem er die Gebeine der leztern erhoben, i. J. 1475 errichtet hat, noch in einem so hohen Grade von Vollkommenheit erhalten, daß es erst vor wenigen Jahren gesetzt zu seyn scheint. Es steht vor den Chorstufen, ein neun Fuß langes und fünfthalb Fuß hohes und breites Vierek bildend. Der Dekel, aus einem einzigen sehr feinen Werkstein gefertigt, stellt in kunstreicher, erhabener Arbeit das herzoglich schwäbische Wappen, drey zum Laufe gerichtete Löwen, in einem Schilde dar, auf dessen Helm ein einköpfiger Adler die Flügel schwingt, als wollte er sich zum Fluge erheben. Zween Engel halten zu beyden Seiten den Schild. An den vier Eken der Basis, auf welcher der Dekel liegt, sind Figuren angebracht, die ihn zu tra-

*) Schon i. J. 1806 ist von Seiten der Wirtembergischen Regierung eine ansehnliche Summe bewilligt worden, um das Gemäuer der Kirche auszubessern, das Dach und die Fenster wieder herzustellen, und die in dem Innern vorhandenen Reliquien gegen jede weitere Zerstörung zu sichern. Nat. Chron. d. T. 806. S. 302.

gen scheinen. Auf seinem Rande liest man, in zierlicher Mönchsschrift, die Worte:

año. dni. m. c. i. i. iar ward diß closter gestift. Hie lic begraben herzog Fridrich vō swabe. Er vnd sün kind diß closters stiffter sind sin nachkimling ligent och hie by got in allen gnadig sii

Gemach im 1475.

In das Langhaus der Kirche ragen, vorwärts von dem Grabmale, nach der gewöhnlichen Manier des gothischen Baus, auf jeder Seite 4 Pfeiler oder Säulen herein, und auch diese sind als Denkmale benützt, indem man auf ihnen mehrere Personen des Staufenschen Hauses, in Lebensgrösse, auf nassen Wurf abgemalt, sieht. Zwar ist der Kunstwerth dieser Bilder sehr gering; auch sind durch die Länge der Zeit, in diesem den Einflüssen der Witterung so sehr ausgesetzten Lokal, die Farben ziemlich abgebleicht; und schwerlich reicht ihr Ursprung über die Zeit hinauf, in welcher der Abt Nicolaus das Grabmal der Stifter erneuert hat. Aber ihr alterthümliches Gepräge, ihre charakteristische Individualität und die Wahrheit des Kostüms ziehen den Beobachter nicht minder

an, als wären sie Originale; wie denn auch aus den besagten Eigenschaften wahrscheinlich wird, daß der Maler, der sie entworfen, alte Urbilder vor sich gehabt, oder vielleicht diese nur erneuert hat. Keines dieser Bildnisse ist durch eine Unterschrift bezeichnet; aber sie sind auch ohne diese meistens kennbar genug. Die Reihe eröffnet Friedrich der Alte und Agnes seine Gemahlinn, die, als die Stifter, kniend das Modell der Kirche empor halten. Friedrich, der Einäugige, erscheint in einem prächtigen Gewande, von rother Farbe, mit kostbarem Pelzwerke verbrämt. Kaiser Friedrich I. ist hinreichend bezeichnet durch die ihm gegebenen Symbole der kaiserlichen Würde, und durch seinen rothen gespaltenen Bart. Dieselben Symbole führen die beyden folgenden Bildnisse, welche Heinrich VI. und Friedrich II. vorstellen, wovon besonders der letztere in einer stattlichen Figur erscheint. Noch ansehnlicher aber an Haltung, Gestalt und Kleidung schließt sich an diesen Konrad IV. an. Auf der achten Säule erscheint wieder, wie auf der ersten, ein fürstliches Ehepaar, eine Tafel mit dem Bilde des Gekreuzigten in den Händen haltend. Der Gemahl trägt, seine Würde bezeichnend, eine kaiserliche

Krone, und einen grünen, mit Pelz verbrämten Talar; die gleichfalls gekrönte Gemahlinn aber ist in ein graues Gewand gekleidet. Die Ueberlieferung erklärt diese Figuren für den König Philipp, Friedrichs des ersten Sohn, und seine Gemahlinn Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isencius. Einige Alterthumsforscher aber glauben in ihnen den Mitstifter des Klosters Konrad III. und seine Gemahlinn Gertrud, eine gebohrne Gräfinn von Sulzbach, zu sehen.

Unter allen diesen Bildnissen zeichnet sich aber das auf der siebenten Säule am meisten aus, so wie es auch die Empfindung des Anschauens am meisten in Anspruch nimmt, eine holde, edle, jugendliche Gestalt, den unglüklichen Konradin vorstellend. In seiner Rechten führt er das Schwert; seine Brust ist geharnischt; ein langes verbrämtes Oberkleid, von blauer Farbe, wallt über die Schultern hinab; der Helm liegt zu seinen Füssen. Ein kleineres Gemälde über seinem Haupte stellt die empörende Geschichte seiner Hinrichtung dar. Während der Henker dieselbe vollzieht, umgeben der Pabst, Karl von Anjau und seine Kanzler die greuliche Scene. Es ist bemerkenswerth, daß

hier Konradin, nicht mit einem Schwerte, sondern mit einer Art von Guillotine, welche ein Manuscript über die Alterthümer des Klosters Lorch*) eine „welsche Richtfalle“ nennt, enthauptet wird; nur erscheint hier der hinzurichtende Unglükliche nicht, wie bey der Guillotine, liegend, sondern knieend. Daß übrigens in Teutschland die Enthauptungen bis ins vierzehnte Jahrhundert nicht mit dem Schwerte, sondern mit einer Maschine, deren wesentlicher Theil in einer eichenen, mit einem scharfschneidenden Eisen versehenen Diele bestand, vollzogen wurde, ist durch viele Zeugnisse der Alten bestätigt. **)

---

*) Welches Prescher a. a. Ort anführt, und den ehemaligen Tübingischen Kanzler Pfaff, der auch Abt in Lorch war, als dessen Verfasser vermuthet.

**) S. Gräters Bragaund Hermode ꝛc. I. S. 55. ff. — Die oben beschriebenen Bildnisse, so wie das Grabmahl der Stifter hat Hr. Zeichenlehrer Baumeister in Gmünd, abgezeichnet, und in schönen, kolorirten Kupferabdrüken vervielfältigt; welches sehr schätzbare und verdienstliche Werk i. J. 1805 erschienen ist unter dem Titel: Gallerie der Familienbilder des ehemaligen kaiserlichen Hauses von Hohenstaufen, nach den in dem Kloster Lorch befindlichen Originalien gezeichnet. gr. 4.

Die Nachrichten, die uns das Alterthum von den, in diesen ehrwürdigen Hallen, begrabenen Todten hinterlassen hat, zeigen einige Varianten. Das glaubwürdigste Verzeichniß derselben ist aber ohne Zweifel dasjenige, welches von einem ehemaligen hiesigen Konventual, Jakob Spindler, i. J. 1519 aus einem alten Nekrolog abgeschrieben und von Martin Crusius aufbewahrt worden ist. Er nennt im Ganzen zwey und zwanzig Leichname, aus dem herzoglich schwäbischen Hause, die hier, Theils im Chor, Theils vor demselben in der Kirche, ihre Ruhestätte gefunden haben. Die in dieser Reihe von ihm genannten bedeutendsten Personen sind der Stifter Friedrich und seine Gemahlinn Agnes, Judith, die Gemahlinn Friedrichs, des Einäugigen, der König Heinrich, Gertraut, die Gemahlinn des Kaisers Konrads III., und Irene, die Gemahlinn des Königes Philipp. Da in sämtlichen Nachrichten diese Individuen einstimmig aufgezählt werden, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie wirklich hier begraben seyen. Dagegen ist Spindlers Angabe, daß neben ihnen auch Kaiser Konrad III. ruhe, von unsicherm Gehalte; wenigstens widersprechen sich die ältesten Zeugen über seine Grabesstätte, indem Otto von Frei-

fingen versichert, er sey in Bamberg, wo er gestorben, auch beygesetzt worden; wogegen der Abt von Ursperg wissen will, man habe den Leichnam des Monarchen in sein Erbland nach Lorch geführt. Im Jahre 1475 ließ, wie bereits bemerkt worden, der Abt Nikolaus Schenk von Arberg die Gebeine der Stifter und der übrigen hier beerdigten Personen erheben. Spindler, der dieß berichtet, bemerkt dabey aus dem Munde von Augenzeugen, daß drey Spannen lange Gebeine ausgegraben, und an einigen Schädeln noch „hübsch gelb Haar“ gefunden worden sey.

So lange die Söhne des heiligen Benedikt das Kloster Lorch noch inne hatten, wurde jedes Jahr, am Tage des Märtyrers Antonin, ein Fest zum Andenken der Todten, aus dem Hause Staufen, deren Gebeine sie bewahrten, gefeyert. Mit Leichentüchern waren die Gräber bedekt; wenige Kerzen beleuchteten, die dem Feste vorhergehende Nacht hindurch, das Heiligthum des Tempels. Vor Tags Anbruch rief das Geläute die fromme Gemeinde herbey. Das Gebet und die Gesänge der Priester erfüllten die Kirche. Der Prälat, in seinem höchsten Schmuke, die bischöfliche Mitra auf dem Haupte, und den Krummstaab in der Rechten, gieng an

der Spitze seines Kapitels, unter feyerlichem Gesange, die Stufen des Chors herab; alle umgaben das Grabmahl; die Weihrauchwolken stiegen gen Himmel; aufs neue wurde die Ruhestätte geweiht; die Priester vertheilten sich an den Altären; es begannen die Messen für die Erlösung und das Seelenheil der Verstorbenen. Die Edeln, die Priester und Vornehmen der Nachbarschaft, welche gekommen waren, die Todten durch ihre Anwesenheit zu ehren, wurden von dem Abte zur Tafel gezogen, und das freundliche Mahl und der volle Becher endigte, wie es die Sitte der alten Zeit mit sich brachte, das rührende Fest. Auch die Armen wurden mit Speise und Trank erquickt. — Aber als dem Lande Wirtemberg das Licht aufgieng, das an den Ufern der Elbe angebrochen war, und der alte Kultus in den Mauern von Lorch erlosch, ward auch der Todten nicht weiter gedacht, die in den Gewölben dieses Stiftes schlafen. Denn der Protestantismus knüpft keine religiöse Idee an die Erinnerung der Edeln und Geliebten, die vor uns vorausgegangen sind, und manchen läßt er, nur berechnend, was er für die Erleuchtung und Besserung der Ueberlebenden leisten möchte, in Vergessenheit sinken, dessen Andenken der Menschheit für immer erhebend, und tröstend wäre.

Auch die Familie der Freyherrn von Wöllwarth, mit urkundlicher Gewißheit bis in die Zeit des schwäbischen Kaiserhauses hinaufsteigend, und durch teutschen Sinn und tapfere Thaten in allen Jahrhunderten ausgezeichnet, hatte in dem Kloster Lorch, das ihr durch manche fromme Stiftung verpflichtet war, ihr Erbbegräbniß. In einer kleinen, engen Kapelle, die an die Nordseite der Kirche angebaut ist, ruhen die Gebeine der Glieder dieses ritterlichen Geschlechts, und an den Wänden der Halle sieht man die Statuen von zehn Wöllwarthen, in Lebensgrösse, mit geschikter Hand, in grauen Stein gebildet. Der Anblik ist gleich interessant für den Forscher des Alterthums und für den Kenner der Kunst; für jenen, indem er hier den Wechsel des Kostümes, für diesen, indem er den Gang des Stils und der Manier, im Laufe zweyer Jahrhunderte dargestellt sieht. Der erste hier abgebildete Todte ist i. J. 1409, der letzte 1567 verstorben. Sämtliche Statuen, obwohl unverkennbar von verschiedenen Meistern verfertigt, haben einen anziehenden Charakter von Einfalt und Würde, und der moralische Zweck der Kunst wird durch sie, zumal unter diesen Umgebungen, bey jedem sinnigen Anschauer in seiner höchsten Stärke erreicht. Durch die Na-

serey der Rebellen des sechszehnten Jahrhunderts, so wie durch spätern Muthwillen haben sie Theilweise gelitten. Auch diese Denkmale hat Baumeister dem Publikum in charakteristischen und treuen Nachbildungen gegeben,*) nur daß hier und da ein verstümmelter Bestandtheil ersetzt, und dadurch die Idee des Bildhauers ausgeführt worden ist. — Die Stammburg der Freyherrn von Wöllwarth lag auf einem von den Felsen, die zwischen Harburg und Donauwörth an dem linken Ufer der Wernitz sich erheben. Noch führt die zerstörte Stätte ihren Namen. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts haben sie sich in die Gegenden der Quellen des Kochers und der Rems gewendet. Von hier aus wurden sie Wohlthäter des Gotteshauses Lorch.

*) S. Abbildung der Statuen in der wöllwarthischen Todtenhalle, in dem Kloster Lorch. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst und des Geschmacks im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, v. S. B. 4. 806.

Sprüche und Anekdoten der Alten.*)

1.

Oft hat Kaiser Rudolf von Habspurg das Wort im Munde geführt: „Wohl regieren ist eine grössere Kunst, als die Gränzen erweitern, und dem Reiche wohl vorstehen, ist besser, als dasselbe vermehren.“

2.

Der König Ottokar von Böhmen hatte einem seiner Ritter grosse Verheissungen gegeben, wenn er in der Schlacht, die er Rudolfen von Habspurg zu liefern im Begriffe war, diesen tödten würde. Der Ritter drang mit unwiderstehlichem Ungestümm bis zu dem Kaiser hindurch, und erstach sein Pferd unter ihm. Aber hier erlag er der Ueberzahl, und wurde gefangen. Solch' ein frevelhaftes Vorhaben auf die

*) Nach Joh. Wilh. Zincgrefs: scharpffinnige kluge Sprüch der Teutschen. 8. Straßb. 639.

Person des Kaisers, sprachen alle Stimmen, könne nur durch den Tod abgebüßt werden. „Da wolle Gott vor seyn, sprach der edelmüthige Rudolf, — so einen herzhaften Rittersmann zu tödten, hiesse dem ganzen Reiche einen unersetzlichen Schaden zufügen.“

3.

Als die Stadt Zürch mit Rudolfen in Fehde stand, that ein handfester Bürger der Stadt, genannt Müller, den Habspurgern viel zu leid, und warf häufig ihre Leute auf der Strasse nieder. Endlich gelang es Rudolfen, ihn, mit seinen Reutern, auf dem Felde zu überfallen. Müller, da er sah, daß er nicht mehr entrinnen konnte, stieg vom Pferde, zog die Hosen aus, und ließ sich auf die Erde nieder, als wollte er seine Nothdurft verrichten. Da springt ihn Rudolf an. „Wenn du, sprach Müller, ein redlicher Ritter bist, so wirst du meiner schonen, bis ich die Hosen wieder angezogen habe.“ — „Das werde ich,“ erwiedert Rudolf. „Je nun, fuhr Müller fort, so mag St. Velten mir die Hosen anziehen; ich lasse sie ewig hängen.“ Deß lachte der Graf; er begnadigte den Gefangenen, nahm ihn mit auf seine Burg, und hatte von nun an an ihm einen nützlichen, treuen Diener.

4.

Als Kaiser Friedrich III. i. J. 1485 mit seinem Sohne Maximilian von Schwäbisch Hall nach Gmünd reiste, war man wegen dem schlechten Wege genöthigt, an dem Berge bey der erstern Stadt dem kaiserlichen Fuhrwerke einige Ochsen vorzuspannen. Da sprach Friedrich zu den Seinen: „Seht, man führt das römische Reich mit Ochsen im Lande herum.“

5.

Einst wollte Friedrich mit seinem Gefolge in Reutlingen übernachten. Ein solcher kostbarer Besuch war den dortigen Bürgern nicht angenehm. Sie liessen dem Kaiser deßhalb entbieten, wie sie unvermögend wären, einen so vornehmen Gast nach Würde zu beherbergen, und wie sie an allen Bedürfnissen Mangel litten, die der Besuch Sr. Majestät erfordere. Friedrich ließ sich dadurch an seinem Vorhaben nicht hindern. Als er aber in die Stadt kam, und die Pferde in den ungepflasterten Strassen bis an den Bauch in den Koth sanken; sprach er zu seinen Begleitern: „die Reutlinger sind doch fromme und bidere Leute; sie wollten nicht, daß wir in ihre Stadt kämen,

weil sie besorgten, wir möchten samt und sonders in den Gassen untergehen.“

6.

Man sprach an dem Hofe Maximilians I. von dem Gange und der Lenkung der grossen Weltereignisse. Da bemerkte der Kaiser lächelnd: „Wenn Gott nicht das Beßte thäte, so würde es übel in der Welt stehen, zumal itzt, wo beyde Regimenter übel genug bestellt seyen; das geistliche mit einem trunkenen Pfaffen,*) und das weltliche mit einem Gemsenjäger.“**)

7.

„Der König von Frankreich, pflegte Maximilian zu sagen, sey ein König der Esel; denn was er seinen Unterthanen auflege, tragen sie schweigend; — der König von England sey ein König der Menschen; denn sie tragen und gehorchen nur dann, wenn das Rechte und Billige von ihnen gefordert werde; — der römische Kaiser aber sey ein König der Könige; indem die Reichsstände seinen Verfügungen nur dann nachkommen, wenn es ihnen beliebe.

8.

Als Maximilian gefragt ward, was er

*) Dem Pabst Julius.

**) Maximilian war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Gemsenjagd.

von Cåsars Kommentarien halte, erwiederte er: „Cåsar schreibe zierlich und wohl, aber von sich selbst.“

9.

Als der Kaiser Karl V. i. J. 1540 durch Frankreich reiste, ward er zu Paris mit einer Anrede empfangen, in der ihm alle Vollkomwenheiten und Verdienste, die ein Regent haben konnte, zugeschrieben wurden. Darauf erwiederte der Kaiser dem Redner: „das grosse Lob, das ihr mir beylegt, habe ich gern vernommen, weil es mich erinnert, wie ich soll beschaffen seyn.“

10.

Die Teutschen im Gefolge Karls V. hatten sich einst, als ein sehr gutes Weinjahr eingefallen war, das neue Gewächs so wohl schmeken lassen, daß einige von ihnen an den Folgen der Trunkenheit starben. Dieß veranlaßte die spanischen Råthe, den Kaiser zu bitten, daß er doch eine strenge Verordnung gegen diesen Nationalfehler der Teutschen ergehen lasse. Worauf der Monarch versetzte: „Ich werde, wenn ich den Teutschen das Weintrinken verbôte, so wenig ausrichten, als wenn ich euch Spaniern das Stehlen verbieten würde.“

11.

Als Karl am Podagra darnieder lag, besuchte ihn der Kurfürst Joachim von Brandenburg, tröstete ihn, und ermahnte ihn, daß er sich guter Mittel dagegen bedienen möchte. „Zur Linderung meiner Schmerzen, erwiederte dann der Kaiser, habe ich bereits die beßten Mittel, nämlich Geduld und ein wenig Schreyen."

12.

Karl sprach einst zu dem Könige von Frankreich Franz I. mit dem er in lange Kriege verwikelt gewesen war: „Wir beyde haben hitzige und cholerische Nationen zu regieren; wenn wir nicht zuweilen gegen einander kriegten, so kriegten unsre Völker gegen uns."

13.

Als ein französischer Gesandte das Herzogthum Mailand für seinen König begehrte, gab ihm Karl die Zweydeutigkeit zur Antwort: „was mein Bruder der König von Frankreich will, das will ich auch." *)

---

*) Was an eine Stelle des Seneka erinnert: Quod vinculum amonis esse debebat, Seditionis atque odii causa est, idem velle. De ira etc. III. 34.

14.

Als Karl auf einer eiligen Reise nach Spanien beschloß, den kürzesten Weg, durch Frankreich, einzuschlagen, warnte ihn einer seiner spanischen Räthe. „Er handle thöricht; er liefere sich auf solche Weise selbst dem Könige Franz in seine Gewalt.“ — „Wie aber, erwiederte der Kaiser, wenn uns Franz doch ziehen läßt? Wenn er uns wohl gar mit Ehrenbezeugungen überhäuft?“ — „Dann, bemerkte der Spanier, begeht er noch eine grössere Thorheit als Euer Majestät.“ — „Eben deßhalb, fuhr der Kaiser fort, nehme ich meinen Weg durch sein Land, weil ich weiß, daß er thörichter ist, als ich.“

15.

Der Pfalzgraf Kasimir, welcher von 1583 bis 1592 die Administration der pfälzischen Lande führte, lebte in vertraulicher Freundschaft mit dem Kurfürsten Christian I. von Sachsen. Einst besuchte er diesen in Dresden, in Gesellschaft seines Marschalls, Bok von Trautmannsdorf, der, nach der Sitte jener Zeit, den Wein im Uebermaaß liebte. Dieß veranlaßte den Kurfürsten, dem Pfalzgrafen die Bemerkung zu machen, daß sein Marschall doch ein tüchtiger

Zecher sey.“ Das müssen die Marschalle alle seyn, erwiederte Kasimir, und darum bist du, mein lieber Bruder Christian, Erzmarschall.“

16.

Herzog Ludwig von Baiern, der Bärtige genannt, (reg. von 1413 — 443.) wurde von seinem Sohne Ludwig, dem Höckerichten, bekriegt, zu Neuburg, an der Donau, gefangen genommen, und dann von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zu Onolzbach in Verhaft gehalten. Als ihm nun der letztre die Forderungen vorlegte, die er an ihn machen zu dürfen glaubte, und sie zugleich mit heftigen Drohungen begleitete, sprach er: „du wirst, indem ich dein Gefangener bin, nicht mehr von mir verlangen, als ich dir etwa auch bewilligt hätte, wenn ich auf freyem Fusse wäre; denn nur mein Leib ist in deiner Gewalt, nicht aber mein Gemüth.“

17.

Als der Kurfürst Friedrich, der Weise, von Sachsen, (reg. von 1486 — 525.) von jemanden gefragt wurde, was er von Karl V. halte, erwiederte er: „dieser Kaiser ist uns von Gott gegeben zu Gnaden und Ungnaden.“

18.

Dem wilden, kriegerischen Markgrafen Al-

brecht von Brandenburg dem Jüngern, (geb. 1522. gest. 1557.) bemerkten seine Freunde, daß ihn der Kaiser, wenn er nicht von seinen Fehden ablasse, endlich mit der Acht und Aberacht belegen werde. „Das macht mir keine Sorge, erwiederte der Fürst, — acht und aber acht sind erst sechszehn; mit so vielen hoffe ich wohl noch fertig zu werden.“

19.

Als i. J. 1316 die Stadt Basel durch ein Erdbeben grossen Theils zerstört wurde, riethen dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, der mit den Baslern in langer Feindschaft gelebt hatte, seine Ritter, er sollte diesen günstigen Zeitpunkt benützen, um die Stadt zu überfallen, und die Beleidigungen, die sie ihm erwiesen, zu rächen. Aber mit Unwillen wies Albrecht diesen Antrag zurük. „Es sey ferne von mir, daß ich Unglükliche noch unglüklicher machen sollte. Laßt die Basler erst ihre Mauern wieder bauen, und können wir uns dann nicht mit ihnen vergleichen, so ist es erst Zeit, das Schwert abermals zu ziehen.

20.

Ein anderer Herzog Albrecht von Oesterreich lebte mit seinem Bruder, dem Kaiser Friedrich III. im Unfrieden, weil er sich in

der Theilung der våterlichen Erblande verkürzt glaubte. Einst stieß der Herzog mit 3000 Pferden auf den Kaiser, als dieser, von einem kleinen Gefolge umgeben, nach Wien reiste. Der Obrist des herzoglichen Volkes machte seinem Herrn den Vorschlag, diesen Augenblik nicht vorüber gehen zu lassen. „Wir heben, sprach er, den Kaiser, mit seinen Begleitern auf, und machen damit dem ganzen Streit ein Ende. Ueber die Urtheile der Welt dürfen wir unbekümmert seyn. Wer die Oberhand behält, hat immer Recht.“ — „Würdest du, erwiederte der Herzog, diesen Streich ohne mein Wissen ausgeführt haben, so håtte ich mir ihn vielleicht gefallen lassen; aber wie sollte ich es mir abgewinnen können, dir Befehl zu einer Unternehmung zu geben, die gegen die Ehrbarkeit ist?“

21.

Auf einem fürstlichen Tage entspann sich viel Streit und Zwietracht über den Rang unter den anwesenden Herrn. Da sprach der Herzog Eberhard im Bart, von Wirtemberg, (reg. von 1459 — 495.) — wegen seiner Weisheit und Rechtlichkeit hoch verehrt von seinem Zeitalter —: „ich will gerne unten an, oder wenn ihr wollt, hinter den Ofen sitzen, wenn nur die Obern etwas Verståndiges und Nützliches beschliessen.“

22.

In dem Lande Wirtemberg wuchs einst, als Herzog Friedrich regierte (von 1593 — 608.) ein sauerer, harter Wein, der kaum zu trinken war, und von allen Kanzeln ertönte die Versicherung, dieser Mißwachs sey ein recht augenscheinliches Strafgericht Gottes, über das halsstarrige und undankbare Volk. Einige Prediger wandten sich an den Herzog mit der Bitte: man möchte ihnen ihren Besoldungswein von einem frühern Jahrgange geben; „sie seyen Seelsorger, die einen guten Magenwein vonnöthen hätten.“ — Der Fürst fertigte sie aber mit einem kurzen Bescheide ab, indem er auf ihre Vorstellung schrieb: „Mit gesündigt, mit gebüßt!“

23.

„Treue Erfüllung des gegebenen Worts, pflegte der Landgraf Philipp, der Großmüthige, von Hessen zu sagen, sichere Strassen und gerechte Münze sind die Merkmale eines guten Fürsten.“

24.

Georg von Frundsberg, Kriegsoberster in den Diensten der Kaiser Maximilian I. und Karls V. hat in einem thatenvollen Leben eben sowohl seine Treue und seinen aufopfern-

den Diensteifer, als seine Einsicht und Tapferkeit bewährt. Aber es wurde ihm für alle seine Verdienste keine Belohnung; selbst seine Herrschaften in Schwaben, die er, um ein Heer für Karl V. zu errichten, verpfändet hatte, konnte er nicht mehr einlösen. Man vernahm deßhalb oft den Spruch aus seinem Munde: „drey Dinge sollen jeden vom Kriege abschreken: die Verheerung der Länder, das wilde, sträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürsten gegen verdiente Soldaten.“ Nach dem Siege bey Pavia, zu dem er sehr viel beygetragen, dichtete er folgendes Liedlein, das er sich oft, in grämlichen Stunden, vorsingen ließ:

Mein Fleiß und Müh,
Ich nie
Hab g'spahrt
Und allzeit g'wart
Des Herren mein,
Zum Beßten sein,
Mich gschickt darein,
Gnad, Gunst verhoft
Doch s'Gmüth zu Hof
Verkehrt sich oft.

Wer sich zukauft
Der lauft
Weit vor,
Und kommt empor;
Und wer lang Zeit

Nach Ehren streit
Muß dannen weit,
Das thut mir and,
Mein treuer Dienst bleibt unbekannt.

Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring.
Man acht mich ring,
Und ist mein zwar
Vergessen gar.
Groß Noth und G'fahr
Ich b'standen hab
Was Freud soll ich haben d'rab?

25.

Als Kurfürst Friedrich, der Weise, von Sachsen, von dem Tage zu Kölln, wo Karl V. zum Kaiser gewählt worden, nach Hause kam, fragte er seinen Rath Fabian von Feilitsch, wie es ihm gefalle, daß die Fürsten das Reich dem mächtigen Könige von Spanien anvertraut? Feilitsch erwiederte: „es müssen ja wohl die Raben einen Geyer haben!“

26.

Eitelwolf von Stein, Hofmarschall zu Maynz, (geb. 1450.) war wegen seines Witzes und seiner Gelehrsamkeit berühmt. Als man ihm sagte, daß er den Krieg gegen die Venetianer unter Maximilian I. so gut beschrie-

ben habe, erwiederte er: „es wäre noch besser, wenn man ihn gut geführt hätte.“ — Ein ruhmrediger Kriegsmann erzählte ihm seine Thaten, und zeigte ihm seine Wunden am Munde, mit der Bemerkung, daß er sie bekommen habe, nicht indem er dem Feind den Rüken, sondern indem er ihm das Gesicht zuwandte. „Und indem der Feind auch dir das Gesicht zugewandt,“ setzte Eitelwolf hinzu.

27.

Peter Beuterich von Neidenfels, Kriegsoberster des Pfalzgrafen Kasimir, hatte manches grosse Wagestük glüklich vollendet, und war oft, ohne bemerkt zu werden, mitten durch die Feinde hin und her gereist. Deßhalb sagte ihm die Pfalzgräfinn einst: „Beutrich! Beutrich! Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.“ — „Ja, gnädige Frau, erwiederte der listige Krieger, wenn ihn ein Narr trägt.“

28.

Hippolyt von Colli, Hofrichter des Kurfürsten Friedrichs IV. von der Pfalz (reg. von 1592 — 610.) war in Kassel auf der Hochzeit eines von Günderode. Unter den Gästen wurde ihm eine Frau bemerkbar, die mit einer unbeschreiblichen Geläufigkeit der

Zunge unaufhörlich schwatzte. Er erkundigte sich, wer sie wäre? sein Nachbar sagte ihm, sie sey die Gemahlinn des ihm gegenüber sitzenden Herrn von Adel, der das schöne, aufgezogene Gekröse an habe. „Ach! sagte Colli, nun wundere „ich mich nicht mehr; er hat das schönste Ge„kröse, weil sein Weib die größte Wäscherinn ist.“

29.

Johann Geiler von Kaisersberg, Prediger zu Straßburg, (geb. 1445, gest. 1510.) bezeichnete den Weltlauf also: „Friede macht Reichthum, Reichthum Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armuth, Armuth macht Demuth, Demuth macht wieder Frieden.“

30.

Der teutsche Dichter Konrad Celtes (geb. 1459. gest. 508.) pflegte zu sagen: „schwache Regenten gleichen den Orgeln, welche nicht pfeifen, wenn ihnen nicht ein anderer einblase.“

31.

Der Stättmeister Jakob Sturm zu Straßburg, als er sah, wie schnell die Zahl der Genossen des schmalkaldischen Bundes sich vermehrte, sagte: „je mehr unsrer werden, je schwächer wir werden.“

32.

Heinrich Lorit von Glarus (geb.

1488. gest. 1563.) war troz seiner grossen historischen, philologischen und mathematischen Gelehrsamkeit ein witziger Kopf und stets zu Scherz und Schwänken aufgelegt. Als er einst gefragt ward, wie er lebte? antwortete er: „fürstlich, denn ich habe Essen und Trinken genug, und viele Schulden.“ — Noch stärker erwies sich aber seine Laune bey Gelegenheit einer Doktorpromotion in Basel. Seine Kollegen, die dortigen Professoren, hatten sich nämlich immer geweigert, ihm in ihren Versammlungen den Rang einzuräumen, den er ansprach. Nun erschien er reitend auf einem Esel in dem Hörsaale. Jedermann bezeugte sein Erstaunen. Aber Lorit erklärte sich; „da ihr mir, sprach er, keinen Sitz in eurer Mitte bewilligen wollt, so mußte ich mir ja wohl selbst einen verschaffen.“

33.

Johann Gruter, Professor zu Heidelberg, (geb. 1560. gest. 1627.) pflegte von Macchiavel zu sagen: „jedermann schilt ihn, und jedermann prakticirt ihn.“

34.

Es war beynahe keine Stadt in Teutschland, von der unsre zu Fröhlichkeit und Schwänken aufgelegten Alten nicht irgend einen Schildbürgers-

streich zu erzählen wußten, womit dann die Einwohner bey Gelegenheit geschraubt wurden. Manchmal ward im Laufe der Zeit der Schildbürgersstreich selbst vergessen, und es erhielt sich nur noch ein Wort oder eine Redeform, womit man die Einwohner nekte und aufzog. So wurden die Bürger zu Zwingenberg, an der Bergstrasse, mit „Käsen,“ und die in dem benachbarten Städtchen Bensheim mit dem „hinten nachkommen“ geschraubt, die letztern, weil sie in irgend einer pfälzischen Fehde mit ihrer Fahne zu spat gekommen waren. Nun ritt einst ein Zwingenberger durch Bensheim, als die Bürger in der Kühle des Abends vor ihren Häusern sassen. Einige muthwillige Gesellen riefen ihm nach: „Holla! du hast einen „Käs“ fallen lassen.“ Da wandte sich der Reuter um, und sprach: „es „kommt einer hinten nach,“ der wird ihn aufheben.“

35.

Der Kaiser Maximilian I. hatte einen jungen Edelmann an eine Stadt abgeordnet, um in ihr eine Brandschatzung zu erheben. Er erpreßte 50,000 Gulden, wovon er aber nur 30,000 den kaiserlichen Rentmeistern überlieferte. Diese versäumten nicht, die Anzeige da-

von zu machen. Der Abgeordnete gestand die Sache; er zögerte aber von einem Tage auf den andern, seine Rechnung zu liquidiren. Endlich ward ihm eine Stunde bestimmt, in der er in der Sitzung der Rentmeister erscheinen sollte. Der Kaiser selbst befand sich in ihrer Mitte. Da erklärte sich der junge Ritter: „ich habe ein gutes Gewissen; nur bin ich im Rechnungswesen gänzlich unerfahren. Ich bitte deßhalb Euer Majestät, diese geschickten Herrn da anzuhalten, daß sie erst in meiner Gegenwart ihre Rechnungen ablegen, damit ich von ihnen lerne, wie ein solches Geschäft zu behandeln ist.“ Maximilian, der den Sinn dieser Rede verstand, und den Scherz liebte, entband den Beklagten seiner Verantwortlichkeit.

36.

Als in einer Gegend von Sachsen, durch ein strenges Edikt, das Fluchen verboten wurde, erschienen die Bauern vor dem Amtmann, und baten ihn, er möchte ihnen wenigstens einen guten reputirlichen „Hausfluch“ erlauben, weil sie sonst ihr Gesinde nicht mehr regieren könnten. „Und was wäre das für ein Fluch?“ fragte der Beamte. „Die Pestilenz!“ erwiederten die Bauern, mit der Bemerkung, daß ja dieser Ausdruck

keine Gotteslästerung erhalte. „Je nun, sprach der Amtmann, so will ich euch die Pestilenz bewilligen, und sollte sie euch nicht genügen, so könnt ihr meinetwegen auch noch die Franzosen dazu nehmen.“

37.

Etliche Reichsstädte beschlossen eine Vereinigung unter sich zu errichten, wobey sie aber vorläufig überein kamen, daß auf dem deßhalb zu haltenden Tag lauter erfahrene, alte Leute, namentlich nur solche, die schon das sechszigste Jahr zurük gelegt, erscheinen sollten. Dem ungeachtet trat ein Abgeordneter in die Versammlung ein, dem kaum der Bart gewachsen war. Man äusserte sein Befremden. „Ihr thut mir unrecht, sprach der Ankommende; ich habe bereits hundert Jahre erlebt.“ Die Verwunderung wurde noch grösser. Da fuhr jener fort: „Vor wenigen Jahren war ich auf einer Tagsatzung, wo ein Bündniß auf fünfzig Jahre geschlossen und unterzeichnet wurde. Bald aber löste es sich wieder auf. Nun trat man abermals zusammen, und bestimmte es auf dreissig Jahre; und auch diese Bestimmung hat itzt ein Ende. Jene fünfzig und diese dreissig Jahre machen achtzig Jahre, und dreissig Jahre war ich alt, als ich auf dem ersten Tage erschien.

Rechnet nun diese Zahlen zusammen, und ihr werdet finden, daß ich mein Alter noch um zehn Jahre zu kurz angegeben habe."

38.

Der Prinz Moritz von Oranien hatte sich in seinem Lager vor Gertrudenburg so tief verschanzt, daß es die Spanier unmöglich fanden, ihn anzugreifen. Als er nun einst einen Trompeter zu dem feindlichen Befehlshaber, dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld hinüber schikte, sprach dieser höhnend: „Es verräth grosse Furchtsamkeit, daß euer General sich mit solchen Werken umgiebt. Ein junger Kriegsmann, wie er, sollte hervor tretten, und sich im freyen Felde versuchen. Hinter den Schanzen erwirbt man keine Ehre." Darauf erwiederte der Trompeter: „Gnädiger Herr! der Prinz fürchtet sich nicht; aber er möchte gern so ein alter Kriegsmann werden, wie Euer Gnaden sind."

39.

Der Pritschen Peter, Hofnarr des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, hatte die silbernen Schilde, die ihm bey den Stahlschiessen von Fürsten und Herrn verehrt worden waren, nach und nach an seine Gläubiger ver-

setzt. Darüber gab ihm der Kurfürst einen ernstlichen Verweis. Aber Peter erwiederte: „machen mich Euer Kurfürstlichen Gnaden nur vierzehn Tage lang zu ihrem Kammermeister, und ich werde die Schilde sicher alle wieder einlösen.“

40.

Als der Herzog von Alba 1568 die vornehmen Herrn der Niederlande, die ihr Mißvergnügen mit der spanischen Regierung erklärt hatten, besonders die Grafen Horn und Egmont, zu sich nach Brüssel rief, stimmte der Prinz Wilhelm von Oranien dahin, daß die Einladung nicht befolgt werden sollte, weil den Spaniern nicht zu trauen sey. Die andern waren der entgegengesetzten Meynung, und sagten ihm, wenn er nicht erscheine, sey er in Gefahr, seine Güter zu verlieren. Als nun diese abreisten, nahm einer von ihnen Abschied von ihm, mit den Worten: „Adieu, Prinz ohne Land!“ Er aber erwiederte: „Adieu, ihr Herrn ohne Köpfe!“ Beyde Abschiedsformeln wurden genau erfüllt.

41.

Als der Herzog Johann von der Pfalz die Regierung antrat, bat er seinen Vetter, den Landgrafen Wilhelm von Hessen um seinen

Rath. Dieser sagte ihm: „im Regimente sey nicht hochmüthig, sonst möchtest du oben anstossen, und fallen, aber büke dich auch nicht zu tief, sonst sieht man dir in den Hintern.“

Rudolf von Habspurg und Ottokar von Böhmen.

Friedrich, der zweyte, aus dem Hause Hohenstaufen, welcher im Jahr zwölfhundert und eilf von den Teutschen zu ihrem Könige gewählt wurde, war ein Fürst von hohem Sinne, freyem Blick, und unerschütterlicher Kraft im Wollen und Handeln. Was von seinen Vorfahren am Reiche vielleicht geahnet und gewünscht, aber von keinem gewagt ward, das machte er zur Aufgabe seines Lebens, nämlich die mächtigen Reichsbeamten, die dem Kaiser zu Trotze sich zu erblichen Herrn von Land und Leuten erschwungen hatten, in ihre ursprünglichen Kreise zurük zu führen, den Einfluß der Priesterschaft auf die weltlichen Angelegenheiten zu hemmen, und der kaiserlichen Würde die Majestät und die unbeschränkte Macht wieder zu verschaffen, die sie, seit dem das Auge Karls des Gros-

sen erloschen war, immer mehr verlohren hatte, Teutschland und Italien wollte er vereinigen in eine Monarchie; in Mailand wollte er seinen Thron errichten. Von dort aus sollte seine eine Hand den Aetna, die andere die Ufer des baltischen Meers berühren. Was zwischen diesen beyden Punkten lebte und webte, sollte unbedingt seinem Gesetze gehorchen; alle christlichen Völker sollten in ihm ihren Beschützer, ihren Schiedsrichter und ihr höchstes Oberhaupt verehren. — Aber was von ihm mit so grosser Kühnheit gedacht, und bald mit ruhiger Kälte, bald mit raschem Muthe verfolgt ward, scheiterte an dem unermüdbaren und von seltener Scharfsicht geleiteten Widerstand der Päbste, welche die von ihnen selbst beabsichtigte Universalmonarchie mit Schreken durch das Aufkommen einer andern bedroht sahen; — und nach einer zwey und dreissig jährigen Regierung ward Friedrich auch nicht einer der Hoffnungen froh, die er durch so viele Sorgen und Anstrengungen erfüllen wollte; vielmehr standen hinter einander zween Gegenkönige ihm zur Seite, die ganze Lombardey hatte die Waffen gegen ihn ergriffen, die grossen Reichsvasallen, die Bischöfe und der Adel waren zu noch grösserer Macht und Unabhängigkeit gelangt,

und nur zu immer empfindlichern Demüthigungen schien das Schiksal ihn erhalten zu wollen, als Manfreds Gift (1250.) seine Tage endete. Weil er, von dem Bannstrahle berührt, verstorben war, erhielt er nicht einmal ein feyerliches Leichenbegängniß, wie der christliche Ritus es fordert.

Mit seinem Leben erlosch der Glanz, der während der Herrschaft der Könige aus dem Hause Schwaben das römische Reich verherrlicht hatte. Hier ward von einem Theile der Stände noch immer der Graf Wilhelm von Holland als des Reichs Oberhaupt begrüßt, während der grössere Theil Konraden, dem Sohne Friedrichs, huldigte. Aber nach einem kurzen Laufe von vier Jahren rief der Tod den leztern von dem Throne, den er nur mühsam gegen die von dem unversöhnlichen Pabste Innozenz IV. wider ihn erregten Feinde behauptet hatte; auch Wilhelm überlebte ihn, kaum um anderthalb Jahre, ohne daß er vermocht hätte, dem königlichen Namen das Gewicht und das Ansehen zu geben, ohne die er ein leeres und lächerliches Traumgebilde war.

Die teutsche Krone hatte ihren Glanz und Werth in dem Grade verlohren, daß sich unter den vaterländischen Fürsten auch nicht einer

fand, der bereitwillig gewesen wäre, sie anzunehmen. Welche Reize konnte auch ein Zeichen der Herrschaft haben, das durchaus keine Gewalt und keinen Einfluß mehr gewährte, und das man nicht annehmen konnte, ohne daß man zugleich die Ruhe seines Lebens und alles sonst wohl erworbene Privateigenthum daran setzte? Da ward diese Krone zu einem Gegenstande merkantilischer Spekulation gemacht. Einige Fürsten nahmen von dem Grafen Richard von Kornwallis, andere von dem Könige Alphons von Kastilien grosse Summen, und jede Parthie ertheilte dagegen ihrem Begünstigten ihre Stimmen. So erhielt Teutschland abermals zween Könige, und keiner von beyden war von teutschem Stamme. Aber auch sie hatten nicht viel mehr, als den blosen Namen, um ihr Gold erkauft. Alphons betrat nie das Land, dessen obersten Beherrscher er sich nannte; und Richarden gestatteten die zerrütteten Angelegenheiten seiner Heymath selten diesseits des Meeres die Rechte geltend zu mamachen, die er durch seine Wahl und Krönung (1257) erworben hatte

Man nennt die Periode, die von dem Tode Friedrichs II. beginnt und mit der Wahl

Rudolphs von Habspurg sich schließt, die Zeit des grossen Zwischenreichs, treffender durfte man sie die Zeit der Anarchie nennen. Das königliche Ansehen lag zu Boden; die Gesetze waren verachtet und vergessen; das Recht war erloschen unter der siegenden Gewalt. Die Politik der Könige aus dem schwäbischen Hause hatte unverwandt ihre Blike nach Italien gerichtet; mit den Kräften Teutschlands wollten sich diese Fürsten einen grossen Erbstaat jenseits der Alpen gründen; aber sie bereiteten sich dadurch ihren Untergang und lösten allmählich das Verhältniß der Unterordnung, indem die Reichsvasallen zu dem Reichsoberhaupte standen, gänzlich auf. Um Italien zu erobern, bedurfte man der täglichen uud kräftigen Hülfe dieser Vasallen, und um gegen den Widerstand der Päbste und ihrer Anhänger sich zu behaupten, war den Königen alles an der Freundschaft der Stände gelegen. Deßhalb bewilligte man diesen jedes Vorrecht, was sie verlangten; man brachte ihnen die schönsten Reichsdomainen zum Opfer dar; man übersah ihnen die sträflichsten Handlungen der Willkühr und des Eigennutzes, und es bildete sich zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reichs ein Ton und eine Haltung, in denen von dem Verhältnisse des Herrn

zum Unterthanen kaum noch eine Spur sichtbar war. Da die Könige, welche auf Friedrich II. folgten, durch keine persönliche Eigenschaften imponirten; und nur wenige Jahre im Besitze ihrer Würde waren, auch gegen einen jeden derselben ein Theil Teutschlands sich im offenen Aufstande befand, — so bildete sich diese Unordnung der Dinge immer mehr aus, und der königliche Name ward der Spott der Grossen und die Verachtung des Volks.

Das Band, welches die Fürsten und Stände des Vaterlands unter einander verknüpft hatte, war zerrissen, und indem jeder grosse Gutsbesitzer und jede Gemeinde für sich bestand, gab es für ihre gegenseitige Rechte keine Gewährschaft mehr, als die Macht jedes Einzelnen. Die Herzoge und die Grafen, im erblichen Besitze ihrer Würden und Länder, umgaben sich mit zahlreichen Kriegsheeren, und behaupteten ihre Selbstständigkeit und ihre oft ungerechten Ansprüche, gegen das Gesetz und gegen das Erkenntniß befugter Richter, mit den Waffen; der niedrigere Adel befestigte sich in seinen Burgen, machte seine Reisigen wehrhaft, und trieb den Strassenraub, der für ein ehrliches, ritterliches Gewerbe galt. Indem diese sich der Waffen

bedienten, um zuzugreifen und zu usurpiren, benützten Bischöfe und Aebte zu demselben Zwecke den Aberglauben, und wenn dieser seinen Dienst versagte, sandten wohl auch sie aus ihren reichen Sitzen ihre Gewaffneten aus. Die Städte verschanzten sich mit starken Mauern und Bollwerken, und nahmen hinter ihnen, so wenig als die Ritter auf ihren Felsenschlössern, von jemand Gesetze an; der Landmann aber führte ein kümmerliches Leben, indem er nie seines unverwahrten Eigenthums sicher seyn mochte, und als Sklave seines Zwingherrn allen heitern Genuß des Daseyns entbehrte. Jeder durfte, was er konnte; es war der Macht alles erlaubt; die Vernunft war verstummt vor dem Schwerte; es gab kein Gesetz und keinen Frieden des Landes mehr; alles ward nach der Regel des Faustrechts abgethan; jeder sicherte sich so gut er konnte; der Mächtige stand Einzeln gegen alle; die Schwächern verstärkten sich durch Bündnisse. Teutschland stellte ein wüstes, chaotisches Bild eines durch innern Zwiespalt zerrütteten Staates dar. Wäre es in dieser Zeit von irgend einer auswärtigen Macht mit Nachdruk angefallen worden, es würden seine Bewohner, in ihrer Zersplitterung, dem Joche nicht entronnen seyn. Aber die Vorsehung wollte die Teutschen

noch länger als eine unabhängige Nation erhalten, ob sie gleich der Unabhängigkeit nie unwürdiger waren, als eben in diesen Tagen.

Dieser Zustand der Rechtlosigkeit und der Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht, als der König Richard, im Jahr zwölfhundert zwey und siebenzig, ferne von dem teutschen Boden, auf seinen englischen Erbgütern starb. Sein Tod schien der Nation willkommen; denn so verführerisch auch der Genuß der Ungebundenheit und der freyen Eigenmacht ist, so war doch die Sehnsucht nach Ordnung und Recht allgemein, deren Wiederherstellung aber von Richarden nicht zu erwarten stand. Jedermann fühlte die Unbehaglichkeit, in welche das Bewußtseyn versetzt, daß man seines Eigenthums nicht sicher sey. Niemand konnte seines Besitzes froh werden, niemand im Frieden geniessen und verbessern, was er vielleicht mit Unrecht erworben hatte. Der Mächtige schwebte so gut in Gefahr, als der Schwache; denn es konnte ja dieser durch seines Gleichen sich gegen ihn verstärken. In einem beständigen Kriege aller gegen alle, müssen nothwendig die meisten verlieren. Ueberdieß erträgt es die höhere Natur des Menschen nicht, daß das Gesetz der Vernunft immer untertretten werde; auch in der äussersten Ver-

wilderung dringt der Geist unablässig sich dem Zustande des Rechts entgegen. Also traten die Fürsten im Herbste des Jahrs 1273 zu Frankfurt zusammen, entschlossen, einen König zu wählen, dem es nicht an Kraft und Muth gebräche, um dem verfallenen und zerrütteten Reiche wieder aufzuhelfen.

Es stand zu erwarten, daß Alphons von Kastilien, nach dem Tode seines Nebenbuhlers, die Rechte geltend machen würde, die er durch seine frühere Wahl erworben hatte. Aber er schien, unter den vorigen vergeblichen Bestrebungen, um die teutsche Krone auf seinem Haupte zu befestigen, der Wünsche seines Ehrgeizes müde geworden zu seyn, und die Parthie, die an seiner Erhebung gearbeitet hatte, war Theils Richarden zu gefallen, Theils bezeugte sie keine Lust, ihn nachdrüklich zu unterstützen. Es war deßhalb bey der neuen Wahl kaum eine Rede von ihm, und bald bewährte er die Unbefangenheit seines Urtheils über die Lage der Dinge, indem er förmlich auf seine Ansprüche auf die Krone verzichtete. —

Auch war es umsonst, wenn itzt die Teutschen ihr Augenmerk auf das Haus Staufen richteten, das ihnen so manchen tapfern und

edeln Regenten gegeben, und mehr als hundert Jahre hindurch das Reich mit so viel Kraft und Ruhm beherrscht hatte. Denn zu dieser Zeit war der treffliche Stamm der schwäbischen Friedriche bereits verdorrt, nachdem Konradin, der letzte Zweig desselben, am 29. Okt. 1268 unter dem Beile seiner Mörder geblutet. Es war die Aufgabe der Fürsten, in der Mitte der überlebenden Geschlechter einen Helden zu suchen, der an Geist und Muth den Vätern Konradins glich, um herzustellen und zu verbessern, was seit dem Tode des zweyten Friedrichs untergegangen und zerrüttet war.

Vor allen drang sich unter ihnen Ottokar, König von Böhmen, hervor, um den erledigten Thron zu besteigen. Aber weder sein in so vielen ausdruksvollen Handlungen geoffenbarter Charakter, noch die furchtbare Macht, in deren Besitz er sich befand, konnte ihm die Zuneigung der Fürsten gewinnen. Zwar hatte er sich immer kühn, unternehmend, schlau und standhaft in seinen Vorsätzen erwiesen; aber er konnte als König durch diese löblichen Eigenschaften den Ständen zur Geissel werden, da er mit denselben einen rauhen, despotischen Sinn, ein wildes Ungestümm im Handeln, und eine oft an Grausamkeit gränzende Härte verband. Da-

bey war er Herr des ganzen Ostens von Teutschland, vom Böhmer Walde und vom Inn an, bis zur Gränze von Ungarn. Mit den Kräften solcher weitläufigen und fruchtbaren Lande konnte ein immer mit hohen Planen beschäftigter, herrschsüchtiger Fürst ja wohl der Tyrann von Teutschland werden. Diese Gefahr fürchteten die Stände um so mehr, da ihre Freyheit ein neu erworbenes Gut war, und da sie es noch nicht vergessen hatten, wie einst die Entwürfe Friedrichs II. sie bedrohten. Ueber dieß war kurz zuvor das österreichische Erbe von Ottokarn auf eine Weise erworben worden, die den Ständen warnend bewährte, wie sehr dieser Fürst auf Vergrösserung strebe, und wie wenig ihm um rechtliche Begründung dessen zu thun sey, wozu die Gewalt ihm verholfen.

Im Jahre zwölfhundert sechs und vierzig war nämlich der Herzog Friedrich von Oesterreich, genannt der Streitbare, als letzter Stammhalter des alten babenbergischen Geschlechts, in einem Treffen gegen den König Bela von Ungarn, erschlagen worden. Da derselbe keinen ähnlichen Nachkommen hinterlassen, und für den Fall seines Absterbens nichts verordnet hatte, so betrachtete der Kaiser Fried-

richs II. die Lande Oesterreich und Steyermark als erledigte Reichslehen, nahm sie in Besitz, und ließ sie von dem Grafen Otto von Eberstein in kaiserlichem Namen verwalten. Indessen erhuben die weiblichen Verwandten des Erblassers ihre Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Herzogs, namentlich seine beyden Schwestern Margaretha, Wittwe des römischen Königs Heinrich, und Konstantina, Gemahlinn des Markgrafen von Meissen, Heinrichs, des Erlauchten, so wie seine Nichte Gertraut, Tochter seines Bruders Heinrich. Der Pabst Innozenz IV. sah mit Schrecken, daß dieser Erbfall eine neue Veranlassung zur Vergrösserung des ihm so sehr verhaßten Hauses Staufen werden könnte, wie denn auch der Kaiser die erledigten Lande, in seinem Testamente, wirklich für seinen Enkel Friedrich, den erstgebohrnen Sohn des römischen Königes Heinrich, bestimmte. Der Pabst wandte sich deßhalb an den König Bela von Ungarn, und an den König Wenzel von Böhmen, und bot ihnen die Erbschaft zum Geschenke an. Sogleich fiel der erstere in Oesterreich ein, während der Herzog Otto von Baiern, im Bunde mit ihm, das Land von der Westseite her überzog, um bey dieser Gele-

genheit die einst seinem Hause entrissenen Gegenden ob der Ens wieder zu erobern. Otto von Eberstein führte die Oesterreicher, die weder die Zertrümmerung ihres Landes, noch die Einverleibung desselben in einen fremden Staat wollten, gegen die auswärtigen Feinde an; es entbrannte ein heftiger, zerstörender Krieg, in welchem die schönen Ufer der Donau jämmerlich verwüstet wurden; und der Pabst ließ seinen Zorn gegen die Widerstrebenden aus, indem er sie mit dem Interdikt belegte.

Die österreichischen Landstände waren indessen übereingekommen, die Lande, die sie repräsentirten, der oben gedachten Gertraud anzutragen, die aus dem Blute ihres alten Regentenstamms entsprossen mehr zu diesem Erwerbe berechtigt war, als jeder Fremde. Auf ihre Veranstaltung vermählte sie sich mit dem Markgrafen Hermann V. von Baden, und dieser kam mit dem Entschlusse herbey, das altväterliche Erbe seiner Gemahlinn gegen jedermänniglich zu verfechten. Aber er vermochte nicht, sein Recht gegen die überlegene Macht des auf seinen Ansprüchen bestehenden Königes Bela zu behaupten, und ein früher Tod (1250.) vereitelte alle Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Nun beschlossen die Stände, sich an den Mark-

grafen Heinrich von Meissen zu wenden, und das Land einem seiner beyden Söhne, die von ihrer Mutter her Neffen des letzten Herzogs waren, anzubieten. Es ward eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet. Diese nahm ihren Weg über Prag. Der König Wenzel von Böhmen hatte auf die Angelegenheiten von Oesterreich immer ein scharfes Auge gerichtet. Er war eher als einer der ernsthaftesten Prätendenten des Landes aufgetretten. Denn schon in dem Todesjahre Friedrichs des Streitbaren hatte dessen Tochter Gertraut, dieselbe, die nachher mit dem Markgrafen von Baden vermählt ward, seinem Sohne Wladislaus die Hand gegeben; aber vom schnellen Tode übereilt, konnte dieser die Rechte der Gemahlinn nicht verfolgen. Um deßwillen gab man an dem Hofe zu Prag die Plane auf ein Land nicht auf, das sich so schön mit Böhmen zurundete, und durch dessen Erwerb so entscheidende Ueberlegenheit im teutschen Reiche gewonnen ward. Deßhalb, als Wenzel vernahm, daß die österreichischen Gesandten in seiner Hauptstadt angekommen seyen, sprach er mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes, bewies, daß der Markgraf von Meissen nicht mächtig genug sey, dasselbe ge-

gen den König Bela zu beschützen, zeigte, wie dieser Schutz ihnen am kräftigsten von Böhmen aus gewährt werden könnte, erklärte ihnen, daß sein Sohn Ottokar, Markgraf von Mähren, alles in sich vereinige, was dem Interesse Oesterreichs zuträglich sey, und unterstützte seine guten, lokenden Worte mit ansehnlichen Geschenken, wodurch die Gesandten bewogen wurden, wieder umzukehren, um dem Lande die Anerbietungen des Königs vorzutragen. Ottokar folgte ihnen, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, nach, und nachdem er, Theils durch Gewalt, Theils durch Bestechungen, die Mehrheit der Landstände auf seine Seite gebracht hatte, gelang es ihm, sich die lange bestrittene Erbschaft zu unterwerfen. (1251.) Um seinem Beginnen einen Schein des Rechts zu geben, vermählte er sich mit der verwittibten römischen Königinn Margaretha, die er aber, als er bey dem befestigten Besitze jenes Anscheins nicht mehr bedurfte, wieder verstieß. Auch gegen ihn hatte Bela seine Ansprüche mit den Waffen behauptet; aber nach einem verwüstenden Kriege versöhnten sich die Partheyen, (1254.) und Ottokar, der unterdessen seinem Vater auf dem böhmischen Throne nachgefolgt war, opferte zum Vortheile seines Gegners das Herzogthum Stey-

ermark auf, das Bela seinem Sohne Stephan überließ. Im J. 1259 empörten sich aber die Steyermärker gegen ihren Herzog, und Ottokar, von ihnen herbey gerufen, führte das Schwert so glüklich gegen die Ungarn, daß sie allen ihren Rechten auf das Land entsagten. Bald darauf empfieng er, um sich in seinem Besitze zu sichern, von dem Könige Richard, die Belehnung, nicht nur über Böhmen und Mähren, sondern auch über seine Eroberungen auf der rechten Seite der Donau. Die Frucht seiner Ränke und seines Waffenglüks schien ihm auf immer verbürgt, zumal da auch Konradin von Schwaben nicht mehr war, der, wenn das Schiksal ihn begünstigt hätte, vor allem seine Rechte auf Oesterreich gegen den Usurpator ausgeführt haben würde. Ueberdieß hinderte ihn, in dem damaligen zerrütteten Zustande des Reichs, niemand, die Zeit zu weitern Vergrösserungen zu benützen. Unbekümmert um die Bedingungen, welche die Gesetze und die Lehnsverfassung forderten, ließ er sich von dem Herzoge Ulrich Kärnthen und Krain testamentlich zuerkennen, und so sah man sein Gebiet bis an die Ufer des adriatischen Meeres hingedehnt. Dabey nahm er sich nicht die Mühe,

den Schatten, den die Art des Erwerbs auf ihn warf, durch Gesetzmässigkeit und Güte in der Verwaltung zu mildern. Mit eiserner Strenge herrschte er über seine Unterthanen; mit Uebermuth und Trotz behandelte er seine Nachbarn.

So konnte es den Fürsten, welche auf dem Wahltage in Frankfurt versammelt waren, nicht entgehen, was von Ottokarn zu erwarten stand, wenn sie ihm die königliche Würde übertrugen. Es mochte wohl durch ihn der Anarchie im Reiche gesteuert werden; aber war es nicht ein gleich grosses Uebel, wenn man, indem man ihr entgieng, sich in die Ketten einer schmählichen Knechtschaft schlagen ließ? Es fiel auch nicht eine Stimme für den König von Böhmen, dagegen war das die herrschende Meynung, man bedürfe eines weisen, gerechten und tapfern Regenten, der aber nicht so mächtig wäre, daß er die Freyheit der Stände gefährden könnte. So ward, ohne daß er sich um die Krone beworben hätte, der Graf Rudolph von Habspurg genannt, als der einzige, in dem alle äussern und innern Bedingungen vereinigt waren, von denen das Frommen des Reichs zu erwarten stand. Aus einem der edelsten oberteutschen Geschlechter entsprossen, be-

saß er einige Herrschaften in der Schweitz und in Schwaben, die durch ihren Umfang keine Besorgnisse erregen konnten. Er hatte in seiner Jugend, im Gefolge der Könige aus dem Hause Staufen, dem er auch in seinem Unglüke in Treue zugethan blieb, sich in den Künsten des Kriegs und der Ritterschaft geübt; auch eine Zeit lang dem Könige Ottokar an seinem Hofe und in seinen Lagern gedient, als Mann aber in vielen gerechten Fehden durch Weisheit, Tapferkeit und Redlichkeit sich grossen Ruhm erworben, und sein väterliches Erbe gemehrt. Sein Name ward in ganz Teutschland mit Achtung ausgesprochen. Alle, die ihn umgaben, liebten ihn um seiner Einfalt, Treuherzigkeit und um seines heitern Sinnes willen, so wie er ihre Ehrfurcht erwarb durch strenge Gerechtigkeit, durch Gottesfurcht und durch standhaften Muth. Seine Tugenden waren überdieß durch lange Uebung bewährt. Denn er hatte zu dieser Zeit bereits ein Alter von fünf und fünfzig Jahren.

Der Kurfürst Werner von Maynz, aus dem Hause der Herrn von Flakenstein, brachte Rudolphs Namen bey den Berathschlagungen über die Wahl, in Erregung, und pries die Verdienste und die Eigenschaften des Mannes, der ihn einst bey einer Reise nach

Rom so willfährig und sicher beschützt, und ihm so viele Beweise von Verstand und Redlichkeit gegeben hatte. Ihn unterstützte der Burggraf Friedrich von Nürnberg, des Habspurgers Neffe, indem er die Wahlfürsten, thätig und beredt, auf des geliebten Oheims Tugenden aufmerksam machte. Unter diesen Wahlfürsten waren die von Brandenburg und Sachsen, so wie der Pfalzgraf Ludwig, unvermählt; Rudolf aber hatte sechs blühende Töchter; so konnten die gegenseitigen Interessen durch die ehelichen Bande gesichert werden. Man unterhandelte über diesen Punkt mit dem Burggrafen; dieser übernahm die Verbindlichkeit, die väterliche Einwilligung bey dem Oheim zu bewirken; die Fürsten übertrugen dann das entscheidende Wort dem Pfalzgrafen, und dieser that den Ausspruch, daß Rudolf die Krone erhalten sollte. (1273 am 30. Sept.) Umsonst protestirte der Bischof Berthold von Bamberg, im Namen des Königes Ottokar, gegen die Wahl; der Burggraf von Nürnberg und nach ihm der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim wurden abgesandt, dem Habspurger seine Erhöhung kund zu thun. Sie fanden ihn im Lager vor Basel, welche Stadt er, im Zerwürfnisse mit ihrem Bischofe, mit einer ansehnlichen Kriegs-

macht, einschloß. Sobald jene Kunde erscholl, ward die Fehde durch Versöhnung geendigt; Rudolf machte sich, umgeben von einem stattlichen Gefolge schwäbischen Adels, auf, zog herab nach Aachen, wurde mit grosser Pracht gekrönt, und belehnte die Fürsten mit ihren Ländern.

Es gehört nicht in den Plan dieser Erzählung aus Rudolfs Regierungsgeschichte, umständlich darzuthun, welch' ein freundliches Gestirn in dem Augenblike über Teutschland leuchtete, in welchem die Verwaltung, oder vielmehr die Wiederherstellung des Reichs ihm aufgetragen war, der, der Einzige unter Tausenden, alle Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes hatte; um ein wüstes gemeines Wesen zu ordnen und zu säubern, und sein verwildertes Zeitalter wieder an die Herrschaft der Gesetze zu gewöhnen. Recht planmässig, als hätte er es längst überdacht, begann er sein Werk, und mit einer Energie, welche die Bösen zittern machte, und alle Guten für ihn begeisterte, setzte er es fort. Es wurden von ihm die Lehren mit grosser Empfänglichkeit beherzigt und benützt, welche die Erfahrungen seiner Reichsvorfahren aus dem schwäbischen Hause allen ihren Nachfolgern gaben. Darum stellte er den Frieden mit dem Pabste her, und erhielt ihn aufrecht, mehr durch grosse

Verheissungen, als durch Opfer; der italienischen Händel entschlug er sich, denn in ihnen hatte die alte Macht der Könige sich verzehrt; all' sein Sinn und sein Streben war auf Teutschland gerichtet, wo sein eigentlicher Beruf ihn ansprach, und wo es ihm nicht, wenn seine Plane gelangen, an Ruhm und Ansehen fehlen konnte; auch strebte er, das Gut seines Hauses zu vermehren, weil aller Glanz der Krone an der erblichen Macht ihres Innhabers zu hängen schien. Auf diesem Wege wandelte er kräftig und muthig fort, und auf ihm machte er die schönste Epoche in der Vaterlandsgeschichte, so wie er auch auf ihm das schönste Lob erwarb, das einem Regenten werden kann, indem er die Roheit und den Eigennutz durch die Macht der Gesetze zähmte, und statt der herrschenden Gewalt den durch sie verdrungenen Rechtszustand wieder herstellte.

Ottokar gerieth in die heftigste Entrüstung, als er die Kunde erhielt, daß Rudolf auf den erledigten Thron des Reichs erhoben worden sey, nicht nur, weil er dadurch die Anschläge seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht vereitelt sah, sondern auch weil er von dem gewählten Könige voraussetzen durfte, daß er seine

Rechte auf die österreichischen Lande einer neuen Prüfung unterwerfen würde. Es war nicht in Ottokars Charakter, politisch seine Gesinnungen zu verschleyern, oder durch geheime List auf seine Zweke zu streben. Er erklärte öffentlich, daß er Rudolfen nicht als König anerkenne, und keine Belehnung von ihm annehmen werde. Zugleich wandte er sich an den Pabst Gregor X. mit der Aufforderung, daß er der geschehenen Wahl seine Zustimmung verweigern sollte; und als er hier seine Absicht nicht erreichte, verbot er den Bischöfen, die von der Kirchenversammlung von Lyon zurük kamen, wo ein Kreuzzug gegen die Saracenen beschlossen war, in seinen Landen den Zehenden zu erheben, oder das Kreuz zu predigen. Dabey verheimlichte Rudolf nicht, daß nur die sich seines Schutzes zu erfreuen haben sollen, welche das Ihrige auf dem Wege der Gesetze erworben, und mit Achtung für Recht und Ordnung verwalten. Denn schon bey seiner Rükkehr von der Krönung ließ er zu Speyer ausrufen: wer in der verflossenen Zeit der Verwirrung Güter und Lehen des Reichs entfremdet, soll sie wieder zu seinen und des Reichs Händen stellen. Diese Kundmachung konnte einen Anmasser, wie es Ottokar war, nicht mit dem Könige versöhnen.

Bald darauf hielt Rudolf seinen ersten Reichstag zu Nürnberg. Mit Freude hatten sich die Fürsten und Stände vor ihm versammelt, weil sie seinen Eifer für das Recht und seinen edeln Muth ehrten, und weil es in Allen herrschende Hoffnung war, daß durch diesen Mann des Reiches Glanz, so wie das Wohl der Nation werde wieder hergestellt werden. Er schlichtete die Klagen der Entzweyten, bestätigte jeden rechtmässigen Besitz, und empfieng den Eid der Huldigung von den Getreuen. Die geschriebenen Rechte und kaiserlichen Satzungen wurden verlesen, der Strassenraub bey hoher Ahndung verboten, und der Landfriede beschworen. Alles schikte sich zu einer schönern Ordnung der Dinge an. Aber vergeblich suchte man in der erlauchten Versammlung den König von Böhmen. Auch der Herzog Heinrich von Baiern war nicht erschienen.

Dieser leztere hatte Nieder-Baiern und den Nordgau inne, während sein Bruder Ludwig, derselbe, der, wie bemerkt worden, auf dem Tage zu Frankfurt Rudolfen als König ausgerufen, die Pfalzgrafschaft am Rhein und Ober-Baiern beherrschte. Er konnte es Ludwigen nicht verzeihen, daß er

bey der Königswahl, ohne seine Mitwirkung, einseitig die baierische Stimme geführt hatte, und anerkannte deßhalb das Resultat nicht, das aus diesem, wie er behauptete, gesetzwidrigen Verfahren hervor gieng. Ottokar fand ihn damit empfänglich für seine Interessen, und beyde standen für einen Mann, indem sie die alte Feindschaft vergassen, die eher in einen heftigen Krieg unter ihnen ausgeschlagen war. Der Bruderzwist erreichte einen so hohen Grad von Erbitterung, daß Heinrich, als Ludwig Rudolfs Prinzessinn, wie in Frankfurt vertragen ward, die Hand gab, die Waffen ergriff, und in Ober-Baiern einfiel. Nachdem man durch Mord und Brand des Unheils genug angerichtet hatte, kam es zwar zum gütlichen Austrage; es hatten aber an demselben die Herzen keinen Antheil. Vom Nürnberger Reichstage aus hatte Rudolf den Burggrafen von Nürnberg an den König von Böhmen abgeschickt, der ihm mit kräftiger, männlicher Beredsamkeit darthat, was er dem Reiche schuldig war; aber er hatte nichts über ihn vermocht. Auch auf die Versammlung der Stände zu Würzburg wurde er geladen, und ungehorsam blieb er abermal aus. Nun eröffnete

der Kaiser einen Reichstag zu Augspurg (15. Mai 1275.) um das früher gegebene Mandat, wegen Zurükstellung der dem Reiche entzogenen Güter und Rechte, zu wiederholen und zu vollziehen. Es ergiengen neue Ladungen an die Widerspenstigen nach Böhmen und Baiern. Gegen alle Erwartung erschienen auch Gesandte von Ottokar und Heinrich. Aber bey so grossem Zwiespalte der Ansichten und der Gemüther konnte nichts Fruchtbares geschafft werden. Mit Trotz und Ungebühr sprachen die böhmischen Abgeordneten von dem Rechte, und mit Uebermuth von der Macht ihres Herrn, und die baierischen wurden durch das Erkenntniß, daß, bey den Königswahlen, die Stimmen der beyden Brüder Ludwig und Heinrich für eine unter sieben gerechnet werden sollten, nichts weniger als zufrieden gestellt. Die gegenseitigen Erklärungen hatten nur dazu gedient, die Unheilbarkeit des bestehenden Zwistes zu offenbaren. Da sprach Rudolf die Acht über die beyden rebellischen Fürsten aus, und erklärte sie aller ihrer Länder und Würden verlustig. Ottokar und Heinrich aber verbanden sich mit einander zum Schutz und Trutz, und da jener diesem grosse Geldsummen darbot, und ihm zugleich die feste Burg Scharding am Inn abtrat, kettete er ihn

unzertrennlich an seine Sache und an sein Schiksal.

Die Lage der Umstände gestattete keine schleunige Vollziehung der ausgesprochenen Acht. Nicht nur war es nöthig, zu einem Kriegszuge gegen zween so mächtige Fürsten, mancherley vorbereitende Maaßregeln zu nehmen, sondern es wollte auch Rudolf vor allem seine Verhältnisse mit dem päbstlichen Stuhle bestimmen und befestigen. Zu diesem Ende kam er im Oktober desselben Jahrs mit Gregor X. in Lausanne zusammen, beschwor die frühern Verträge, die seine Gesandten mit dem römischen Hofe geschlossen hatten, versprach der Kirche seinen Schutz, machte sich verbindlich, die Krönung in Rom zu empfangen, und gelobte einen Kreuzzug nach Palästina, wodurch er den Pabst vollkommen für sich und seine Interessen gewann, obgleich die Erfüllung der gegebenen Zusicherungen nicht unbedingt in seinen Absichten zu liegen schien, und auch theils durch die eintrettenden veränderten Umstände unmöglich wurde. Aber als Rudolf wieder nach Schwaben zurük kam, sah er, wie eine Menge neuer Feinde gegen ihn aufgestanden war. Mehrere Grafen dieses Landes hatten nämlich während der Anarchie, die seit Friedrichs II. Tod eingetretten

war, und besonders seit dem Untergange des Hauses Staufen, recht habsüchtig zugegriffen, und viele Güter und Nutzungen an sich gezogen, die unstreitiges Eigenthum des Reichs gewesen waren. Mit Strenge forderten Rudolfs Ordnungen alles dieses wieder zurük; aber die Usurpatoren hatten keine Lust, das zu entbehren, in dessen Besitz sie sich für so sicher gehalten hatten. Ottokar's und Heinrichs Beyspiel machte ihnen Muth, und bald wurden Verständnisse zwischen dem Westen und dem Osten angeknüpft. So traten der Markgraf Rudolf zu Baden, die Grafen Ulrich und Eberhard von Wirtemberg, die Grafen von Helfenstein, von Freyburg und Neuenburg, das Haus Montfort, und einige andere Herrn von gleichem Gewichte in den Stand förmlicher Empörung. Rudolf sah sich dadurch von einer Gefahr bedroht, die nicht verachtet zu werden verdient. Denn die Kette seiner Feinde erstrekte sich nun vom Rhein bis an die Gränze Ungarns; niemand war ihm in diesen Gegenden getreu verblieben, als sein Eidam Ludwig von Baiern und ein Theil des oberländischen Adels; von den Städten, die seiner Sache zugethan waren, hatte er wenigstens keine Hülfe zu erwarten; seine meiste Hoff-

nung konnte nur auf ihn selbst gegründet seyn. Aber muthig und sicher, und seinem alten Glüke vertrauend, zog er das Schwert, um die Verschwörung zu trennen. Er drang mit seinen Getreuen über den Schwarzwald herein, belagerte Freyburg, und zwang den Markgrafen, indem er den größten Theil seines Landes eroberte, zur Unterwerfung. Als dann auch der Pfalzgraf mit seinem Volke herbey kam, sahen die Widerspänstigen kein Heil mehr im Kriege. Sie gelobten Gehorsam, und der König, dem es vor allem darum zu thun war, seinen Rücken zu sichern, vergab ihnen. Dieß geschah im Sommer des Jahrs zwölfhundert sechs und siebenzig.

So bald Schwaben beruhigt war, machte sich Rudolf auf, um in Nieder-Baiern und Oesterreich das Ansehen der königlichen Würde herzustellen. Es sammelte sich ein mächtiges Heer um ihn her. Zwar die Reichsvasallen in Schwaben, die er so eben zum Gehorsam gebracht hatte, leisteten ihm, vermuthlich in Gemäßheit des geschlossenen Unterwerfungsvertrags, in diesem Kriege die Heeresfolge nicht. Dagegen kamen der Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, die Grafen Albrecht von Hohenberg und Hugo von Werdenberg,

und der Markgraf Heinrich von Burgau mit ihren Dienstleuten herbey; das nämliche that der übrige schwäbische Adel. Auch im Elsaß sammelte sich alles, was wehrhaft war. Seit langer Zeit hatte man eine solche Ritterschaft nicht beysammen gesehen. Das Heer wandte sich über Nürnberg nach Regenspurg, und von hier aus drang dasselbe mit Macht in Nieder-Baiern ein. Auf der Ebene bey Straubingen ward Heinrich geschlagen. Da trat der Bischof Leo von Regenspurg zwischen die Partheyen, und vermittelte den Frieden. Heinrich verließ die böhmische Sache, anerkannte den König und versöhnte sich mit seinem Bruder Ludwig. Um die Bande der neuen Freundschaft noch fester zu knüpfen, gab Rudolf seine Tochter Katharina, dem Prinzen des Herzogs Heinrich Otto zur Ehe, und räumte ihm Theils als Pfandschaft, Theils als Heurathgut das Land ob der Ens ein. So ward auch in Baiern die Ruhe hergestellt.

Diese schnellen Erfolge liessen sich in der Fortsetzung des Krieges nicht erwarten, da Ottokar mit überlegener Macht zur Vertheidigung seiner Lande bereit stand, und mit einem durch lange Erfahrung geübten Blik, so wie mit

tapferm Muthe seine Kräfte beherrschte und lenkte. Rudolf, weit entfernt, diesen Feind zu verachten, hatte eher schon dafür gesorgt, sich durch Bündnisse gegen ihn zu verstärken. Gerne bot ihm der König von Ungarn, Wladislaus, der Komaner, die Hand, da derselbe gleiches Interesse mit ihm theilte, weil Ottokar nicht aufgehört hatte, sein Reich durch feindselige Angriffe zu drängen. Um sich seiner Treue zu sichern, verlobte Rudolf dem Bruder des Wladislaus, Andreas, Herzoge von Slavonien, eine seiner Töchter. Immer den Grundsatz befolgend, daß politische Vereine nicht fester halten, als wenn die Bande des Bluts sie umschlingen, hatte er auf gleiche Weise den Grafen Mainhard von Tyrol und Görz an sich angekettet, indem er ein Verlöbniß zwischen seinem erstgebohrnen Sohne Albrecht und Mainhards Tochter Elisabeth veranlaßte, wogegen der letztere seine thätige Mitwirkung in diesem Kriege verhieß und leistete. Ueberdieß fand er eine Menge Freunde und Gehülfen in den Landen selbst, die er überziehen wollte. Denn die Oesterreicher waren längst des Drukes und der willkührlichen Behandlung müde, worunter sie seufzten, und laut rief die Stimme der Bedrängten Hülfe und Befreyung herbey. Es war auch

Ottokarn nicht verborgen, wessen er sich zu ihnen zu versehen hatte. Deßhalb führte er, als er vernahm, daß Rudolf gegen ihn heran ziehe, die Kinder der mächtigsten Grafen und Herrn aus Oesterreich und Steyer, als Geissel nach Böhmen hinweg, und besetzte die Burgen des Landes mit seinem Volke, und ließ sich, gleich als könnte man durch erzwungene Eide die Gewissen binden, das Gelübde der Treue aufs Neue schwören.

In den ersten Tagen des Oktobers rückte das Heer, das in Baiern so schnell und so entscheidend gesiegt hatte, in Oesterreich ein. Freudig eröffneten die Städte ihre Thore; ein grosser Theil des Adels vereinigte sich mit den Ankommenden, die als die Befreyer des Landes von dem böhmischen Joche begrüßt wurden; durch eine Kriegslist war das feste Schloß Neuburg am Inn gefallen; nirgends zeigte sich ein Widerstand; alles unterwarf sich bis auf Kloster Neuburg und Wien, wo zahlreiche Besatzungen die Mauern vertheidigten. Während Rudolf vor der letztern Stadt lag, stieß der Graf Mainhard mit seinem Heere zu ihm, nachdem er auf einem gleich raschen Zuge Kärnthen und Steyermark erobert hatte. Der König von Ungarn aber führte den Krieg

an der Ostgränze der böhmischen Staaten. Mittlerweile hatte Ottokar auf dem jenseitigen Ufer der Donau seine Macht versammelt. Die Ueberschwemmungen des Stroms zwangen ihn, den Eroberungen seiner Feinde unthätig zuzusehen. Seinem Heere entfiel der Muth bey dem Anblicke der Vortheile, die Rudolf erfocht. Die Hauptstadt selbst erbot sich, ihre Thorschlüssel zu übergeben, wenn nicht in einer kurzen bestimmten Frist Hülfe käme. Unversehens ward eine Schiffbrücke geschlagen, und das vereinte siegende Heer über die Donau geführt. Im böhmischen Lager erregte die Erscheinung Bestürzung und Schrecken. Ein Theil der Soldaten verweigerte den Dienst. Ottokar selbst — von allen Seiten bedrängt — ließ seine Hoffnungen fallen. Er sah kein Heil mehr in diesem Kriege. Seine Freunde bewiesen ihm, daß es vermessen sey, um seiner neuen Erwerbungen willen, seine alten Erbstaaten aufs Spiel zu setzen. Da schrieb er einen Brief an Rudolfen, nannte ihn darinn römischen König und seinen Herrn, und erbot sich ihm zur Sühne und zum Frieden.

Die Bischöfe von Würzburg und Olmütz, und die Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Otto von Brandenburg er-

öffneten als Vermittler und Schiedsrichter die Unterhandlungen, und legten den Zwist auf folgende Punkte bey: Ottokar räume Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, die Windische Mark, Eger und Partenau, dagegen belehne ihn der römische König mit Böhmen, Mähren und seinen übrigen durch Erbschaft als väterliches Gut erworbenen Landen; die nach Böhmen abgeführten österreichischen Geisseln werden auf freyen Fuß gestellt; der Friede werde durch eine Wechselheurath befestiget, dergestalt, daß ein Sohn Rudolphs mit der böhmischen Prinzessinn, und dann Judith, die Tochter Rudolfs sich mit dem böhmischen Kronprinzen vermähle; Rudolfs Prinzessinn erhalte 40,000 Mark Silbers Heurathgut, bis zu deren Bezahlung der auf dem linken Donauufer liegende Theil von Oesterreich, mit Ausnahme von Crems und Stein, dem Kronprinzen verpfändet bleibe; die nämliche Summe erhalte Rudolfs Prinz als Brautschatz, oder statt derselben Ottokars Privatgüter in Oesterreich, die er zugleich mit den Regierungsrechten über das Land abgetretten; auch dem Könige von Ungarn sollte der Vertrag gelten, und alles, was Ottokar von seinem Gebiete erobert, ihm wieder zurük gestellt werden. — So entscheidend wurden, durch

Rudolfs rasches und zwekmässiges Beginnen, die Resultate eines Feldzuges, der nicht ganz zween Monate gedauert hatte.

Sobald die Urkunde des Friedens gesiegelt war, setzte Rudolf dem überwundenen Feinde einen Tag zur Empfängniß seiner Lehen an. (25. Nov.) Die Feyerlichkeit wurde auf einer Insel der Donau, im Angesichte beyder Heere, vorgenommen. Ottokar kam, begleitet von einem grossen Gefolge von Grafen und Rittern, und bedekt von Gold und Edelsteinen, in das Lager herüber. Sein Prunk stach auf eine schneidende Weise mit der edeln Einfalt seines Besiegers ab, der auf einem einfachen hölzernen Stuhle sitzend, in sein gewöhnliches blaues Wammes gekleidet, und mit einem hohen Hute bedeckt, ihn empfieng. Ottokar fiel, wie es das Lehnsrecht forderte, — so wehe es auch seinem Stolze thun mochte — vor dem römischen Könige auf die Kniee nieder, der ihm dann, mit den gewöhnlichen Formen Böhmen und Mähren, als Lehen des Reichs auftrug, und ihm zugleich 36 Fahnen überreichen ließ. Tief gedemüthigt und unter dem Hohne aller derer, die er zuvor durch seinen Uebermuth und durch

seine Eigenmacht gedrükt hatte, kehrte er in seine Hauptstadt zurük. *)

Rudolf beschäftigte sich nun emsig damit, die eroberten Herzogthümer nach seinem Sinne zu bilden, und die erforderlichen Anstalten für ihre Sicherheit, so wie für die Befestigung ihres Besitzes zu treffen. Er wirkte von Wien aus, wo er seine Wohnung nahm, mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit nach allen Seiten. Den Ständen, so wie den Klöstern bestätigte er ihre alten Rechte; er gab ihnen wohl auch neue Freyheiten. Durch mehrere Gesetze sorgte er für die Wiederherstellung der Ordnung, und daß die Personen und das Eigenthum ungefährdet blieben, ließ er den Landfrieden auf fünf Jahre

*) Es wird erzählt: Ottokar habe zur Bedingung gemacht, daß die Lehnsreichung, wegen der damit verbundenen erniedrigenden Ceremonien nicht öffentlich, sondern im Zelte des König geschehen soll, dieß sey ihm bewilligt worden, aber in dem Augenblike, als er auf den Knieen gelegen, sey das Zelt, vermittelst einer angebrachten Vorrichtung auf allen Seiten niedergelassen, und also der fußfällige Ottokar beyden Heeren zur Schau gestellt worden. — Diese Anekdote hat viele historische Bedenklichkeiten gegen sich. Auch ist sie durchaus nicht in dem Charakter des arglosen Rudolfs.

ausrufen. Die Reichshülfe, die ihm in diesem Zuge beygestanden war, wurde entlassen; dagegen erhielt und vermehrte er sein eigenes wehrhaftes Volk. Auf den Fall seines Todes machte er die Verordnung, daß der Pfalzgraf Ludwig in diesen Landen Reichsverweser seyn sollte. Die Oesterreicher priesen ihr Schiksal, das ihnen das böhmische Joch so schnell abgeworfen hatte, und ehrten den Geist und die Kraft ihres Retters. Aber als er im folgenden Jahre (1277.) genöthigt war, vermittelst einer starken Schatzung die Hülfe aus dem Lande zu ziehen, die er zu seiner Vertheidigung bedurfte, fiengen sie an zu murren. Da ward es Rudolf inne, wie viel die Völker von den Regenten erwarten, und wie wenig sie dagegen ihnen zu leisten geneigt seyen.

Ottokar vermochte es nicht, die Schmach und den Verlust zu verschmerzen, womit er diesen Krieg geendigt hatte. Mit den bittersten Vorwürfen empfieng ihn seine stolze, von den heftigsten Leidenschaften bewegte Gemahlinn Kunigunda, als er nach Prag zurük kam. „Wie konnte, sprach sie, ein Regente so tapferer Völker, der eher so glänzende Thaten gethan, und in so vielen Schlachten gesiegt, seines Ruhmes so sehr vergessen, daß er die Waffen niederlegte, ehe er noch eines Feindes ansichtig ge-

worden? Wie konntest du deine Würde so sehr hinweg werfen, und die Länder, die du unabhängig regiertest, unter fremde Lehnsherrschaft setzen? Und der Tyrann, unter den du dich so feige beugtest, und bey dem du von nun an Schenkendienste wirst verrichten dürfen, war einst dein Diener und aß dein Gnadenbrod? Ja, um die Entehrung aufs äusserste zu treiben, verlobtest du deine Kinder, ihres königlichen Ursprungs uneingedenk an die Kinder eines schwäbischen Grafen von dunkler Abkunft. Ach, daß ich nicht Witz und Kraft habe, um die Waffen zu führen, und an diesem „blauen kirchenräuberischen Bettler“ die Schmach zu rächen, die er, indem du vergassest, was Pflicht und Ehre geboten, unserm Hause bewiesen hat.“ Täglich wiederholte Kunigunde diese Reden, und es fehlte am Hofe nicht an Menschen, die, ermunternd und neue Hoffnungen erregend, ihre Absichten unterstützten. Auch widerstand ihnen der König nicht, weil noch immer die alten Leidenschaften in ihm lebten, und weil man gewöhnlich die rechten Mittel, um Verlust und Entehrung zu vermeiden, erst dann zu sehen glaubt, nachdem man sie erlitten hat.

So beschloß Ottokar den Vertrag zu brechen und die Lehen wieder aufzusagen. Er zö-

gerte die österreichischen Geisseln zurük zu geben, und zu leisten, was er im Frieden dem Könige von Ungarn verheissen hatte. Rudolf nahm dagegen, um ihn zu seiner Pflicht zu zwingen, das jenseits der Donau gelegene Oesterreich, das ihm als Unterpfand für das versprochene Heurathgut eingeräumt war, wieder in Besitz. Die Erbitterung der Gemüther wurde heftiger; man verbarg immer weniger seine Gesinnung. Ottokar schrieb Briefe an die teutschen Fürsten, ermunterte sie zum Aufstande gegen den König, und versprach ihnen, so sie ihm Hülfe gewährten, grosse Geldsummen. Zugleich verstärkte er sein Heer, und zog nicht nur aus seinem Lande alles an sich, was wehrhaft war; auch Wenden, Polen, Pommern und Sachsen folgten seinen Fahnen. Nie war seine Macht furchtbarer gewesen. Mit grosser Zuversicht begann er die Feindseligkeiten (1277.) fiel in Oesterreich ein, nahm viele Städte hinweg, und vertrieb die Besatzungen des Königs. Umsonst ermahnte ihn der letztere zum Frieden. Auch der neue Vergleich, den Rudolfs Sohn Albrecht mit ihm geschlossen hatte, wurde so wenig als der erste erfüllt. Deßgleichen achtete er es nicht, daß der Pabst über ihn und alle seine Anhänger den Bann aussprach.

Auch dieser neuen Gefahr gieng Rudolf mit mannhaftem Sinne und kluger Vorsicht entgegen, unterstützt durch den weisen Rath des Bischofs von Basel, seines ehemaligen Beichtvaters Heinrich von Jßny, der, wegen seiner unerschöpflichen Klugheit, und weil es schien, daß er das Glük beschwören könne, bey seinen Zeitgenossen den zweydeutigen Ruhm eines tüchtigen Schwarzkünstlers hatte. Um sich der Stadt Wien zu versichern, wo kurz zuvor ein Aufruhr gegen den König ausgebrochen war, wurde sie für eine freye Reichsstadt erklärt. Auch die Stände der Länder erhielten gute Worte und grosse Versprechungen. Es bewaffnete sich der ganze Adel in Oesterreich, Steyer, Kärnthen und Krain für Rudolfen. Mit dem Könige von Ungarn und dem Herzoge von Sclavonien wurde das alte Bündniß erneuert, und aus Schwaben, Elsaß und Helvetien jedermann zu Hülfe gerufen, wer es redlich mit Habspurg meynte. Es erschienen auch alle die schwäbischen Herrn, die den ersten Zug nach Oesterreich gethan, mit ihren Dienstleuten wieder, und ausser ihnen noch die Markgrafen Heinrich von Hochberg und Hermann von Baden, der Graf Heinrich von Fürstenberg und der Graf Gottfried von Hohenlohe.

Selbst die schwäbischen Städte sandten eine wohlgerüstete Mannschaft. So brachte Rudolf ein schönes und ansehnliches Heer zusammen, zwar an Zahl weit unter Ottokars Macht, aber an Kriegserfahrung, Ordnung und Treue ihr überlegen.

Als er seine Rüstungen vollendet hatte, setzte er sich mit den Seinen in Bewegung und zog über die Donau, entschlossen, durch einen grossen Schlag dem verderblichen Zwiste seine Entscheidung zu geben. Jenseits des Stroms stand Ottokar, in stolzem Vertrauen auf sein Uebergewicht an Rossen und Streitern. Aber es fanden sich viele Mißvergnügte und Treulose unter seinem Heere. Einige derselben hatten sogar den Anschlag gefaßt, ihn, wenn es zum Treffen käme, dem Feinde in die Hände zu liefern. Aber er benahm sich auf eine edle Art, als ihm von dieser Verschwörung die Anzeige gemacht wurde, indem er seinen Adel um sich versammelte, und ihm erklärte: „Ich glaube der Verläumdung nicht, welche in mir Mißtrauen gegen euch zu erregen sucht; aber hat jemand „Absichten auf mich oder auf mein Leben, so „unternehme er sein Werk, ehe es zum Angriffe „kommt, auf daß wenigstens diejenigen erhalten

„werden, die ohne Zwek im Treffen fallen wür„den.“ — Auf dem Marchfelde*) waren beyde Heere einander zu Gesicht gekommen. Die Schlacht war unvermeidlich. Am Freytage nach dem Tage des heiligen Bartholomäus (26. Aug. 1278.) wurde sie geliefert.

In vier Haufen getheilt zog Rudolfs Heer gegen den harrenden Feind heran. Die Hauptmacht des Königs, aus den schwäbischen, steyerischen, kärnthischen und krainischen Schaaren bestehend, wurde von ihm selbst angeführt. Der Burggraf von Nürnberg und der Graf Heinrich von Fürstenberg trugen die beyden grossen Panner. An der Spitze des Heers ritt der Bischof von Basel, in einer Mönchskleidung einher, wie denn von den Lehensleuten seines Hochstifts allein 200 Helme herbey gekommen waren. Als man der langen Reihen der Böhmen, und ihres grünen Panners ansichtig ward, erhub sich das Feldgeschrey der Teutschen: „hie römisch Reich alle Tag!“ Der Bischof Hein-

---

*) Durch den Sieg auf dem Marchfelde hat Rudolf den Grund zur Grösse seines Hauses gelegt. Durch eine Niederlage, nicht ferne von derselben Wahlstatt, (bey Waaram) wurde fünfhundert und ein und dreissig Jahre nachher dieses Haus in seinen Grundfesten erschüttert.

rich begann den Schlachtgesang. Rudolf zu Rhyne, Ritter von Basel, rief so laut, daß beyde Heere seine Stimme vernahmen. Heinrich Schorlin aber, ein Dienstmann des Bischofs, stürzte mit seinem wilden Streitroß zuerst auf den Feind los. Da gab Rudolf den Befehl zum Angriffe. Der österreichische Haufe fiel mit seinen Spiessen auf die mannhaft widerstehenden Böhmen. Man kämpfte beynahe eine Stunde und auf beyden Seiten ward mancher tapfere Streiter erlegt, bis endlich eine Lücke in den feindlichen Reihen sich öffnete. Nun stürmte der König selbst mit dem Kern seines Heers gegen den böhmischen Mittelpunkt an. Hier erfolgte grosses Blutvergiessen. Man stritt auf beyden Seiten mit äusserster Erbitterung und Tapferkeit. Rudolfs Leben kam in Gefahr. Ein polnischer Ritter war bis zu ihm hin durchgedrungen, in der Absicht ihn zu tödten. Schon hatte er sein Pferd erlegt. Aber die habspurgischen Lehnsleute kamen dem Könige zu Hülfe, der nicht duldete, daß der Pole, dessen man sich bemächtigte, umgebracht ward. Als der Kampf am heissesten war, rückte Berchtold der Kappeler mit der Nachhut der Teutschen herbey und stürzte auf die feindlichen Haufen, die Schwaben aber, von dem Markgrafen Heinrich von

Hochberg dazu angewiesen, riefen mit freudigem Tone: „seht, wie sie fliehen!“ Darüber wurden die Böhmen von Schreken ergriffen, und sie wandten sich zur Flucht. Nun sandte Ottokar Boten auf seine Nachhut, daß sie eiligst herbey kommen möchte. Aber der Hauptmann derselben, der da sah, daß die Sache seines Königs unterlag, verließ mit den Seinen das Schlachtfeld. So glaubte er sich, im entscheidendsten Augenblike, an seinem Könige dafür rächen zu können, daß er einst seinen Bruder in dem Thurm zu Eichhorn verbrannt hatte. Früher schon waren die Meißner, die Mähren und viele Böhmen treulos entwichen. Der König fand sich in grosser Noth. Und es galt nicht nur seinem Ruhme und seiner Freyheit, sondern auch seinem Leben. Zween steyerische Ritter, die er eher als er noch ihres Landes Herr war, durch seine Strenge gekränkt hatte, rannten, nach seinem Blute dürstend, auf der Wahlstatt umher. Endlich fanden sie ihn im Gedränge, und nachdem sie ihn vom Pferde geworfen, und er vergeblich um sein Leben gefleht, tödteten sie ihn mit dem Schwerte. Sein Heer ergriff die Flucht. Viele, die vom Schlachtfelde sich gerettet hatten, fanden ihren Tod in den Fluthen der March. Man zählte

14,000 Erschlagene von den Böhmen und ihren Genossen, ohne die Gefangenen. Lange lag Ottokars Leichnam unbegraben, weil er, beladen mit dem päbstlichen Banne, gefallen war. Rudolf ruhte, nach der Sitte jener Zeit, mit seinem siegenden Volke, drey Tage auf der Wahlstatt.

Das siegende Heer rükte hierauf in Mähren ein, und nachdem es sich das ganze Land unterworfen, nahm es seinen Weg nach Böhmen. Es stand in Rudolfs Macht, über die Lande, welche Ottokar beherrscht, und über allen Reichthum, den er hinterlassen, nach Willkühr zu verfügen. Aber dessen Neffe, Otto, der Lange, Markgraf von Brandenburg, nahm sich der böhmischen Angelegenheiten an, und trat als Fürsprecher und Beschützer des achtjährigen Prinzen Wenceslaus auf, den der unglükliche König hinterlassen hatte. Rudolf, gerührt durch die gute Sache der Unschuld, und den Eindruk erwägend, den es auf das Publikum machen müßte, wenn er sich an ihr vergriffe, gab der Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit Gehör, und ein zu Iglau abgeschlossener Vergleich, endigte allen Spahn. Der zwey Jahre zuvor mit Ottokar

verabredete Friede wurde in allen seinen Bestimmungen, also auch in Hinsicht auf die darinn festgesetzte Wechselheurath, bestätigt. Wenceslaus erhielt die sämtlichen altväterlichen Erbländer zurük. Otto, der Lange, blieb bis zu seiner Vollbürtigkeit, vormundschaftlicher Regente in Böhmen. Um die Familienbande noch enger zu knüpfen, sollte sich der Bruder des Vormunds, Otto der Kleine, mit Rudolfs Prinzessinn Hedwig vermählen. Mähren blieb fünf Jahre im Besitze des Königs. Würde Wenceslaus ohne männliche Erben sterben, so sollte ihm der an seine Schwester Agnes zu vermählende Prinz Rudolf in allen seinen Besitzungen folgen.

Als der König auf solche Weise die böhmischen Händel geschlichtet hatte, zog er, siegreich und bewundert von seinen Zeitgenossen, wieder nach Wien zurük, wo er auch noch den größten Theil des folgenden Jahrs verweilte. Er durchreiste während dieser Zeit die Länder auf der rechten Seite der Donau, gab ihnen Gesetze und Ordnungen, steuerte den Zerrüttungen, welche der neue Krieg veranlaßt hatte, und stellte allenthalben die Ruhe wieder her. Hierauf ernannte er seinen Prinzen Albrecht zum Reichsverweser in Oesterreich; die Verwaltung von

Kärnthen aber übertrug er dem Grafen Mainhard von Tyrol. Er selbst machte sich auf den Weg, um wieder in seine obern Lande zurük zu kehren, wo seine Gegenwart nothwendig war. Die Hülfsvölker, die ihm in diesem Kriege so tapfer beygestanden, giengen, zum Theil reich an Beute, und mit grosser Freygebigkeit belohnt, in ihre Heimath zurük. Gott zu Danke, der seine Waffen gesegnet, beschloß er, ein Frauenkloster dem heiligen Kreuz zu Ehren, zu Tuln in Oesterreich zu stiften, welches er mit ansehnlichen Gütern, Einkünften und Zinsen begabte.

Während dieses zweyten Krieges gegen Ottokar hatte der Herzog Heinrich von Baiern den Zorn Rudolfs abermals gereizt. Uneingedenk der großmüthigen Art, womit ihm der König seinen ersten Aufstand verziehen, und die Bande der Schwägerschaft verachtend, die unter ihnen geknüpft worden waren, verweigerte er nicht nur seinen Beytrag zur Reichshülfe, sondern ließ sich sogar mit dem Könige von Böhmen in geheime Verständnisse ein, und unterstützte ihn durch Rath und That. Dafür wollte ihn Rudolf auf seinem Zurükzuge nach Schwaben züchtigen. Wer konnte es ihm auch verübeln, wenn er einen Fürsten der Regierrng entsetzte, der, während ihn alles zur Treue auf-

forderte, unaufhörlich mit verrätherischen Anschlägen schwanger gieng? Es mochte Heinrichen sein Gewissen sagen, wessen er sich zu dem Könige zu versehen hatte. Deßhalb rüstete er sich zum Widerstande; aber was konnten seine schwachen Schaaren gegen ein Heer ausrichten, das die furchtbare Macht Ottokars gebrochen, und seinen kriegerischen Muth durch einen so ruhmvollen Sieg erhöht hatte? Verzweifelnd an seinem Heile, überließ er seine Rettung seinem Sohne Otto, der mit Katharina, der Prinzessinn Rudolfs, vermählt war. Dieser warf sich seinem Schwiegervater zu Füssen, und bat um Gnade, für den undankbaren Vater. Dadurch ward der zürnende König erweicht, und er sprach das Wort „Verzeihung" aus; jedoch wurde Heinrich gehalten, das Land ob der Ens, mit Verzichtleistung auf den ihm darauf verschriebenen Pfandschilling, wieder abzutretten; der Eidam des Königes, Otto, erhielt dagegen mit Neuburg, Scharding, Freystadt, Ried und einigen andern Orten an der österreichisch-baierischen Gränze seine Abfertigung.

Durch Rudolfs Muth und Thätigkeit waren also die erledigten Herzogthümer dem Rei-

che wieder erworben, und es stand zu dem Könige, wem er dieselben verleihen wollte. War es ein Wunder, wenn er vor allen selbst sein Augenmerk auf sie richtete? Es war doch ausschliessend sein Verdienst, daß in diesen Ländern die Rechte des Reichs gegen Ottokars Usurpation aufrecht erhalten wurden; und billig gebührt der Preis des Sieges dem, durch den er vorzugsweise erfochten worden ist. Die alten Familien, die einst in diesen Herzogthümern herrschten, waren in ihren männlichen Stämmen alle ausgestorben; mochten sie auch noch in den Töchtern fortblühen, es fiel dadurch, vermöge der bestehenden Lehensordnungen, kein Schatten auf den neuen Erwerber. Und da Rudolfs Vorfahren am Regimente sich und den Ihrigen so manches eröffnete Lehn zugewandt, warum sollte ihm nicht dasselbe gestattet gewesen seyn, zumal unter Umständen, in denen jedermann begreifen mußte, wie selbst die Ruhe und der Wohlstand des Reichs es fordern, daß die Hausmacht des Kaisers verstärkt werde. Rudolf schritt seinem Ziele allmählich entgegen. Durch seine schönen und edeln Kriegsthaten hatte er die Achtung der Bewohner der Herzogthümer erworben; durch eine feste, planmässige und milde Regierung gewann er ihre Liebe.

Laut sprach der allgemeine Wunsch sich aus, daß der, der von Ottokars Tyranney sie gerettet, sie fürder nach den Gesetzen regieren sollte, die er bey ihnen eingeführt hatte. Auch der Reichsverweser Albrecht erhielt die bestimmte väterliche Vorschrift, wie er in diesen Ländern verfahren sollte, um sie an das Haus Habspurg zu ketten. Schon in dem Jahre nach dem Frieden von Iglau bewirkte es Rudolf bey dem Bischofe von Passau, daß er die durch das Absterben des letzten Herzogs von Oesterreich bey seinem Hochstift erlegte Lehn, seinen Söhnen Albrecht, Hartmann und Rudolf verlieh. Dasselbe vermochte er auch über den Bischof von Bamberg. Darauf wandte er sich an die Kurfürsten, und suchte ihre Zustimmung nach, für den Fall, daß er die eroberten Herzogthümer als Lehen des Reichs seinen Söhnen auftrug. Alle ertheilten ihm (1280 und 1282) in gehöriger Rechtsform feyerliche „Willebriefe.“ Ein vorher schon von ihm niedergesetzter Gerichtshof hatte erkannt, daß er, oder jeder, den er damit belehnen würde, die Länder, welche einst der Herzog Friedrich besessen, unbedenklich in Besitz nehmen könnte, unbeschadet jedoch der Ansprüche, welche die Berechtigten noch zeitlich vor den befugten Be-

hörden vortragen würden. Auch die weiblichen Agnaten des österreichisch-babenbergischen Hauses, welche unter besondern Reichstiteln Anforderungen an das väterliche Erbe machen konnten, wurden von ihm zufrieden gestellt.

Nachdem auf solche Weise jedem erheblichen Widerspruche vorgebeugt war, hielt Rudolf einen feyerlichen Reichstag zu Augspurg, und brachte es zur Kenntniß der Stände, was er in Ansehung der Verleihung der erledigten reichslehnbaren Herzogthümer beschlossen hatte. Jedermann erklärte seine Zustimmung; nur der Herzog Heinrich von Baiern vermochte auch hier nicht seinen alten Groll zu unterdrücken, widersprach dem königlichen Beginnen, und reiste ohne Abschied von dem Reichstage ab. Aber sein unmächtiges Sträuben konnte die Vollendung der Sache nicht mehr hemmen. Am 27. December des Jahrs zwölfhundert zwey und achtzig erfolgte die feyerliche Belehnung, und die beyden Söhne des Königes Albrecht und Rudolf*) wurden, nach Lehensgebrauch in die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark eingesetzt.

*) Der mittlere, Hartmann, war zuvor in den Fluthen des Rheins ertrunken.

Die österreichischen Landstände fanden es bedenklich und unbequem, daß das Herzogthum von zweyen Herrn zugleich regiert werden sollte; auch sahen sie darinn eine Verletzung ihrer alten Verfassung, indem der Kaiser Friedrich I. in dem Briefe, durch den er ihr Land zu einem Herzogthume erhöht, die Untheilbarkeit desselben ausdrüklich verordnet hatte. Sie trugen diese Umstände dem Könige vor, der die Billigkeit ihrer Wünsche nicht verkannte. Er verfügte, daß sein Sohn Albrecht und dessen männliche Erben die Herrschaft in diesen Landen allein führen, Rudolf aber und seine männlichen Nachkommen, so lange sie nicht mit einem andern Fürstenthum versorgt würden, mit einer verhältnißmässigen jährlichen Rente zufrieden gestellt werden sollten. — Indessen führte der König die Verwaltung der Herzogthümer noch geraume Zeit unter seinem eigenen Namen fort. Denn erst im Jahre 1288 erließ er einen Befehl an die österreichischen Stände und Lehensleute, worinn er sie ihres ihm und dem Reiche geleisteten Eides entband, und zum Gehorsam gegen seine beyden Söhne, Albrecht und Rudolf, als ihre belehnte Herzoge und Herrn ermahnte.

In dem Lehnbriefe, in welchem Rudolf die von Ottokar gemachten Eroberungen seinen

Söhnen zugeschrieben hatte, war des Herzogthums Kärnthen nicht gedacht worden. Es scheint, daß es der König damals schon für seinen Freund und Bundsgenossen, den Grafen Mainhard von Tyrol bestimmte, als er ihm dasselbe zur Verwaltung übergab. Dieses Vorhaben führte er im Jahre 1286 auf dem Reichstage zu Augspurg aus, da er, nach zuvor erlangter Einwilligung der Kurfürsten, Mainharden mit dem Herzogthum belehnte, wobey zwischen diesem und seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, ein Erbvertrag errichtet ward, vermöge dessen nach Abgang des Mainhardischen Mannsstammes Kärnthen dem letztern zu Theil werden sollte. Der Fall der Erbfolge trat auch schon in der ersten Generation ein.

So gründete der gute und grosse Rudolf von Habspurg, durch Verstand und Tapferkeit, und ohne daß er sich mit dem Fluche belud, der auf dem räuberischen und grausamen Erwerbe haftet, die Macht seines Hauses. Fröhlich blühte sein Stamm, in dem neuen Boden, in den er ihn gesetzt hatte, empor, und es bedurfte nicht einmal des Laufes dreyer Jahrhunderte, als seine Aeste sich schon so weit verbreitet hatten, daß über ihnen die Sonne nicht

mehr untergieng. Oft ward dieses Haus, durch seine wachsende Grösse, der Schreken von Europa; oft ward es aber auch der Segen der Nationen, hier, indem es sie gegen die Gefahren der Universalmonarchie schüzte, und dort, indem es vor dem Occidente eine unersteigliche Vormauer gegen den Andrang der Türken bildete. Es hat wenige heroische und glänzende Charaktere hervor gebracht; aber mehr als irgend einer der grossen Dynastien der neuern Zeit ist seinen Gliedern der edle Ruhm geworden, der durch mildes Regiment und durch die Tugenden des Privatlebens erworben wird.

Die Grafen von Babenberg.

(Ein Anhang zu dem vorigen Aufsatze.)

Nahe bey Bamberg, in der Richtung gegen Südwest, erhebt sich in dem durch jeden Schmuck und jeden Segen der Natur beglükten Gelände ein mit schönen Rebenpflanzungen umgebener Berg, dessen Spitze die Trümmer eines festen Schlosses tragen, das von den Anwohnern die „alte Burg" genannt wird. Eine hölzerne Aufzugbrüke führt über den Graben in das Innere, wo, bis auf einige Gebäude von neuerm Ursprunge, alles zerfallen ist; wie denn auch niemand mehr, als ein Förster, diese Höhe bewohnt. Aber noch hat sich ein sehr hoher, runder Thurm von den alten Bestandtheilen der Burg, in einem ziemlich guten Zustande erhalten, nur daß er, vor wenigen Jahren vom Blitze getroffen, seiner Kuppel beraubt ist. Ihn umgiebt in beträchtlicher Höhe ein mit einer Brüstung und mit Einschnitten versehener Kranz, auf der man eine herrliche Aussicht über die nahe liegende

Stadt, ihre freundlichen Umgebungen und das weit sich hindehnende Land beherrscht. Auch ein tiefer Schöpfbronnen, der frisches und gutes Wasser liefert, ist noch wohl erhalten. Am Waldburgstage wird die Kirchweihe des Schlosses gefeyert, welche ein allgemeines Volksfest für die benachbarte Gegend ist. Ausser den Mauern sammeln die Herbeykommenden sich um einen Krucifixaltar, an dem der Priester Messe liest, und nachdem sie Gott ihren Dienst erwiesen, ergötzen sie sich in dem nahen Dörfchen Wildensorg beym Tanz und Becher.

Diese Burg bleibt in der allgemeinen Geschichte des teutschen Reichs, als Schauplatz einer schreklichen That, unvergeßlich; denn in ihr hat am 22. Juni des Jahrs 1208 der baierische Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach, den teutschen König Philipp, aus dem Hause Staufen, meuchelmörderisch getödtet. Otto war nämlich lange Philipps Dienstmann gewesen, und hatte Ansprüche auf seinen Dank. Aber da die Könige sich leicht bereden, daß sie niemand etwas schuldig seyen, gab Philipp seine Tochter Kunigunde, ob er sie gleich dem Pfalzgrafen versprochen hatte, dem Könige Wenzel von Böhmen, und machte noch dazu unwürdige Schritte, um die Heurath des erstern mit einer

Tochter des Herzogs Heinrich von Polen zu hintertreiben. Darüber ergrimmte Otto, und seines Entschlusses sicher, begab er sich, die Miene des Freundes heuchelnd, zu dem Könige in die „alte Burg,“ zog, als zum Scherze, sein Schwert, stieß es dem Monarchen in den Naken, und ergriff die Flucht. Ganz Teutschland entsetzte sich über das Bubenstück. Der Verbrecher ward in des Reichs Acht und Aberacht erklärt. Heinrich Kalatin, der Pappenheimer, ereilte den Flüchtigen unweit Regenspurg, und rächte das königliche Blut durch seinen Tod. Der Herzog Ludwig in Baiern erhielt seine Güter; die Pfalzwürde gelangte an den Grafen Rapoto von Ortenburg. Die Burg Wittelsbach wurde zerstört.

Aber es ist nicht blos der Meuchelmord des Wittelsbachers, der die Blicke des Geschichtskundigen auf die Trümmer dieses alten, festen Schlosses zieht; es gewährt ihm ein noch grösseres Interesse, als die ursprüngliche Heimath und als der Jahrhunderte hindurch behauptete Sitz der von ihm ihren Namen führenden Grafen von Babenberg, eines uralten teutschen Geschlechtes, hochberühmt in der Vorzeit durch Macht, Ansehen und herrliche Kriegs-

thaten, und denkwürdig durch manche Gunst und Ungunst des Verhängnisses.

Als Karl, der Grosse, um ein reines System von Alleinherrschaft herzustellen, die alten Herzogthümer in Allemannien aufgehoben hatte, theilte er das Land in Gauen ein, und setzte jedem derselben einen Grafen vor, dessen Amt darinn bestand, die Gerechtsame des Königs zu verwahren, die Gesetze gegen die Uebertretter geltend zu machen, und die Streitigkeiten über das Mein und Dein zu schlichten. Sie waren die Stellvertretter der höchsten Staatsgewalt; im Besitze von grossem Ansehen und grosser Vollmacht; aber für ihre Handlungen blieben sie dem Könige verantwortlich, eine genaue Aufsicht hielt sie in den Schranken ihrer Pflicht, und ihre Stellen waren, — wie es der Geist einer solchen Anordnung mit sich bringt, — nicht erblich. Diese Eintheilung des Landes war in dem Herzogthum Franken, das von den Höhen des Fichtelbergs herab steigend, zu beyden Seiten des Mayns, zwischen Thüringen und Schwaben sich hindehnte, schon von Karl dem Grossen ausgeführt worden. Die größten der dortigen Gauen waren der Radenzgau, der vom Mayn und der Rednitz gegen Osten, der Gau Volkfeld, der von beyden Flüssen gegen We-

ssen sich zog, und der Gau Grabfeld, der vom nördlichen Ufer des Mayns bis an die Gränzen von Thüringen, Hessen und der Wetterau sich erstrekte. Wo das Volkfeld und der Radenzgau sich berührten, auf dem linken Ufer der Rednitz, nicht weit von ihrem Einflusse in den Hauptstrom von Franken, lag die Burg Babenberg.

Sichere geschichtliche Denkmale nennen, in dem zweyten Viertel des neunten Jahrhunderts, einen Grafen Poppo, der den Gau Grabfeld inne hatte, und wie aus jenen Denkmalen erhellt, in demselben mit vielen Gütern angesessen war. Er ist höchst wahrscheinlich der Stammvater des Geschlechtes, von dem hier die Rede ist. Da ihn einige Geschichtschreiber Papo; Pabo, oder auch Babo nennen, so ist die Vermuthung wenigstens nicht aus der Luft gegriffen, daß die Burg Babenberg ihren Namen und vielleicht auch ihren Ursprung ihm verdanke.

Es dämmern nur einzelne Züge aus dem Leben dieses Poppo zu uns herüber; aber mit grosser Macht und hohem Ruhme erscheint nach ihm, in den Annalen jener Zeit sein Sohn Heinrich. Auch er hatte den väterlichen Gau, das Grabfeld, zur Verwaltung überkommen,

besaß in demselben viele und weit verbreitete Güter, und fand hier den ersten Spielraum seiner kriegerischen Thaten. Denn als unter dem Könige Ludwig, dem Teutschen, die Böhmen und Sorben nicht aufhörten, den Osten des Reichs anzufallen und zu dringen, waren es besonders die wehrhaften Männer in Ostfranken, an die der Ruf ergieng, die Stürme jener Völker zu brechen. Sie unternahmen gegen dieselben, in den Jahren 869, 871 und 872 drey grosse Heereszüge, wobey zweymal der Bischof Arno von Würzburg, als Anführer, die vereinigte Macht lenkte, und erfochten grosse Siege über den Feind. Schon in diesen Kriegen erwarb sich Heinrich das laute Lob seiner Genossen. Er galt für einen der tapfersten unter den fränkischen Rittern.

Als Ludwig, der Teutsche, (876.) gestorben war, suchte Karl, der Kahle, seinen Söhnen den östlichen Theil von Lothringen, samt den Städten Maynz, Speyer und Worms zu entreissen. Da ergriff Ludwig, der jüngere, die Waffen, zur Vertheidigung des väterlichen Erbes. Aber an der Spitze seines Heers erschien der Graf Heinrich, und durch seinen Muth und seine Treue geschah es, daß der Anmasser bey Andernach aufs Haupt ge-

schlagen, und das von ihm entfremdete Land wieder herbey gebracht wurde. Ja wenige Jahre später (i. J. 880.) wurde den Enkeln Karls, des Kahlen, durch einen abermaligen siegreichen Zug, auch noch die westliche Hälfte von Lothringen abgedrungen. Heinrich war damals der bedeutendste am Mann am Hofe Ludwigs, des Jüngern. Er führte den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht des Königs. Die herrlichsten Erfolge krönten seine Unternehmungen. Auch an dem rühmlichen Siege, den die Franken i. J. 881 über die Normänner erfochten, hatte er den größten Antheil. In dem gesamten ostfränkischen Reiche glich ihm keiner der Kronvasallen an Ansehen, so wie keiner an Reichthum und Macht.

Im Jahre achthundert und zwey und achtzig starb Ludwig, der Jüngere, und Karl, der Dike, sah die sämtlichen Länder, die sein Vater beherrscht hatte, Teutschland, Italien und Lothringen, wieder unter sich vereinigt, und zwey Jahre später fiel ihm auch noch die westfränkische Krone zu, so daß das gesamte Reich Karls, des Grossen, mit Ausnahme einiger bereits davon getrennten Stüke, von ihm beherrscht ward. Nie hat sich das Schiksal ge-

gen einen Unwürdigen freygebiger bewiesen. Denn er hatte auch nicht eine der Eigenschaften, die zur Regierung so weitläufiger Länder erforderlich waren; überdieß befand sich unter ihm die grosse fränkische Monarchie in steter Gefahr, im Süden von den Saracenen, und im Norden von den Normännern verschlungen zu werden. Es war ein Glük für den schwachen Kaiser, daß er unter seinen Vasallen einen Mann fand, wie Heinrichen von Babenberg. Ihm vertraute er seine Macht, um dem letztern Feinde zu widerstehen, und von nun an weihte der Held sein Leben dem Kriege gegen die Normänner. Es blühten ihm schöne Lorbeeren auf dem Felde.

Vier Feldzüge machte er gegen dieses kräftige Volk; jeden endigte er siegreich, nur den letzten mit seinem Leben; so oft das überrheinische Franken von den Barbaren angefallen war, standen alle Hoffnungen auf Heinrichen und auf seinen tapfern Allemannen, und nie hat er diese Hoffnungen getäuscht. Karl ernannte ihn zum Markgrafen in Neustrien, weil er überzeugt war, daß niemand das Land sicherer schützen könne, gegen die immer wiederkommenden Feinde, als er. Im Jahre 883 hatte er die Normänner aus Lothringen zurük geschlagen; die schwere Wunde, die er im Ge-

fechte erhielt, sah er reichlich vergolten durch den glänzenden Sieg. Im folgenden Jahre, als die Feinde am Rhein herausgedrungen waren, und sich in Duisburg befestigten, kam er mit seinen Ostfranken, den Bischof Arno von Würzburg abermals an seiner Seite, wieder herbey, und schlug in einem heftigen und zweifelhaften Kampfe, in dem auch viel Blut der Seinen vergossen war, sie zurük. Mit demselben Erfolge stritt er gegen sie im Jahre 885. Er schien vom Schiksal zur Geissel der Normänner erlesen; sobald er erschien, wich der Muth aus ihren Herzen und das Glük von ihren Fahnen. Aber auch diesem Helden wurde das Schicksal unhold. Mit einem ungeheuren Schwarme von Rossen und Volk hatten die Normänner abermals Frankreich überschwemmt, mit ihren Schiffen die Seine bedekt, und die Stadt und Gegend von Paris ihre Grausamkeiten geängstigt. Freudig eilte Heinrich mit seiner Hülfe (im Febr. 886.) aus Ostfranken herbey. Aber die Schwierigkeiten der Jahrszeit und die Ueberschwemmungen hemmten seinen Lauf und schwächten sein Heer; und die Verschanzungen, hinter welchen die Macht der Feinde sich gelagert hatte, machten jeden Angriff unmöglich. Um nicht so viele tapfere Kriegsmänner unnüz

aufzuopfern, mußte man sich zum Rückzuge entschliessen. Nun aber traten die Feinde aus ihren festen Lagern hervor, erfüllten das Land weit umher mit Greuel und Verwüstung, und legten heftige Stürme auf Paris an, das mit unglaublicher Standhaftigkeit sich ihrer noch immer verwehrt hatte. Auf das Flehen der Bürger beschloß der Kaiser der Stadt zu Hülfe zu kommen. Heinrich erhielt den Oberbefehl über die gesamte teutsche und lothringische Mannschaft. Mit frohem Muthe rückte das Heer herbey. Man rüstete sich, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen. Um die Oertlichkeit zu erkunden, ritt Heinrich, von einem kleinen Gefolge umgeben, vor das Lager hinaus. Die Vorwachen der Normänner schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Er sprengte mit den Seinen gegen die einzelnen zerstreuten Schützen an. Aber unversehens stürzte sein Pferd in eine der bedeckten Wolfsgruben, welche vor den feindlichen Schanzen angelegt waren. Die im Hinterhalte liegenden Feinde eilten herbey, durchbohrten den Helden mit ihren Schwertern, und flohen mit seinen Waffen in ihr Lager. So starb einer der größten Männer unter den Teutschen jener Zeit eines unwürdigen Todes. Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Medar-

dus zu Soissons begraben. Alle Zuversicht entwich dem Heere, als es ihn nicht mehr an seiner Spitze sah. Der Kaiser endigte den Krieg mit den Normännern durch einen schimpflichen Frieden.

Heinrich war Vater dreyer Söhne geworden, die sich Adelbert, Adelhard, und Heinrich nannten. In seinen Feldzügen lernten sie an seiner Seite die Kunst des Krieges. Ausser dem Ruhme seines Namens hinterließ er ihnen grosse Besitzungen in Ostfranken.

Adelbert, der Erstgebohrne unter ihnen, gewann vor den meisten Grossen seiner Zeit das Zutrauen Arnulfs von Kärnthen, den die Teutschen, nach der Absetzung Karls, des Diken, zu ihrem Könige erwählt hatten. (i. J. 887.) Er befand sich, mit seinen Brüdern, häufig in dem Hoflager des neuen Monarchen, förderte seine Interessen, und stand ihm zum Dienste bereit, mit seiner ganzen Macht. Dagegen übergab ihm der König die Gauen Grabfeld, Tullifeld und Radensgau, machte ihn zum Kammerboten in Ostfranken und zum Schutzvogt des Bisthums Würzburg, und ertheilte ihm den Auftrag, als Markgraf die Gränze des

Reichs gegen die Böhmen und Sorben zu schützen. Solches Zutrauens war Adelbert werth. Denn schon unter den von seinem Vater angeführten Heeren, zumal in den lothringischen Feldzügen, hatte er sich grossen Kriegsruhm erworben; und es nennen ihn die Geschichtschreiber seiner Zeit die Zierde der Franken, und einen grossen Helden. — Auch Adelhard und Heinrich hatten ihren Antheil an den beträchtlichen väterlichen Gütern erhalten, und beyde waren Grafen im Gau Volkfeld.

Leyder! es verwandten diese drey Brüder ihren Muth und ihre Kräfte, nicht nach dem Beyspiele des Vaters, in den grossen Angelegenheiten des Reichs, sondern in einem lange dauernden, verderblichen Privatkriege, der denn auch für sie alle ein höchst klägliches Ende nahm.

Gleichwie nämlich Adelbert königlicher Kammerbote und Verwalter der königlichen Einkünfte in dem östlichen Franken war, so begleitete dieselben Stellen der Graf Wernher von der Wetterau in den fränkischen Rheinländern. Der letztere hatte vier Söhne, Konraden, der nach dem Tode des Vaters ihm in seinen Aemtern nachfolgte, die Grafen Eberhard und Gebhard, und Rudolfen, welcher i. J. 892 die bischöfliche Würde von

Würzburg erlangte. Beyde Häuser galten für die mächtigsten diesseits des Rheins, und so bildete sich unter ihnen eine Eifersucht, der es bey den beyderseitigen vielfachen Berührungen nicht an Gelegenheit zum Ausbruche fehlen konnte. Man hörte nicht auf sich zu neken und zu beleidigen, und einander zu widerstreben, und als der alte Wernher (i. J. 897.) gestorben war, hatte sich des gährenden Stoffes so viel angehäuft, daß die jugendlich rüstigen Widersacher sich öffentlich gegen einander auflehnten, und die lange unterdrückte Rache mit den Waffen zu stillen begannen. Aber der Kaiser Arnulf gebot ihnen, den Frieden des Reichs nicht zu stören, und sein Ansehen zwang sie zum Gehorsam.

Im Jahre 897 endete dieser Regent, zum Unglüke für Teutschland seine Tage, die Fürsten erhuben den sechsjährigen Knaben Ludwig auf den erledigten Thron, und der Erzbischof Hatto von Maynz und der Herzog von Sachsen, Otto, der Erlauchte, übernahmen die vormundschaftliche Regierung des Reichs. Hatto erwies sich günstig für die Grafen von der Wetterau, selbst auf Kosten des Hauses Babenberg; wie er denn viele königliche Be-

sitzungen der Verwaltung Adelberts entzog, und dem Bischof von Würzburg zutheilte. Darüber schlug das Feuer in vollen Flammen aus. Adelbert, im Bunde mit seinen Brüdern Adelhard und Heinrich, sammelte auf seinem Schlosse Babenberg ein zahlreiches Heer, und unversehens brach er mit demselben gegen die Gebrüder Eberhard, Gebhard und Rudolf hervor. (i. J. 902.) Diese, auf den Ueberfall gefaßt, widerstehen mannhaft dem Angriffe, schlagen den Feind in die Flucht, und erfechten, nach einem blutigen Kampfe, über seine Schaaren einen vollständigen Sieg. Der Tag war sehr unglüklich für Babenberg; denn Heinrich fiel in der Schlacht, Adelhard aber wurde gefangen, und nachher, auf Gebhards Befehl, enthauptet. Auch über den Grafen Eberhard leuchtete kein günstiges Gestirn. Schwer verwundet fanden ihn die Seinen auf dem siegreich behaupteten Schlachtfelde, unter den Erschlagenen. Wenige Tage nachher endete er sein Leben. — Adelbert rettete sich, mit den Resten des geschlagenen Heers, in seine Burgen.

Dieses verderbliche Mißlingen des ersten Unternehmens machte ihn jedoch nicht muthlos.

Der Tod der beyden Brüder forderte Rache; und wie konnte die Schmach der Niederlage anders ausgelöscht werden, als durch neue Siege? Im folgenden Jahre brach Adelbert abermals, so stark er war, aus seinen Burgen hervor; und er fand, wie es scheint, seine Feinde unvorbereitet. Erst überfiel er den Bischof von Würzburg, verjagte ihn von seinem Sitze, durchzog verheerend die Güter der Kirche, zwang die Söhne des an seinen Wunden verstorbenen Eberhards, samt ihrer Mutter, ihr Eigenthum zu räumen, entsetzte sie der Würden, die sie von dem Könige Ludwig erhalten hatten, und trieb sie bis hinter den Spessart fort. Mittlerweile sammelten Konrad und Gebhard, jener bey seinem Wohnsitze Fritzlar, und dieser in der Wetterau, zahlreiche Schaaren wehrhafter Männer, um dem so drohend einher ziehenden Feinde kräftigen Widerstand zu leisten. Adelbert nahm seine Maaßregeln mit grosser Besonnenheit. Er ordnete seine Bewegungen so an, daß es scheint, als wollte er über Gebharden in der Wetterau herfallen; aber plötzlich wandte er um, und zeigte sich Konraden im Rücken. Da erhub sich ein blutiger Kampf. Konrads Macht war in drey Schaaren getheilt. Muthig und

freudig stürzten die Babenberger auf die beyden ersten her; bald wankten ihre Reihen; erst ward das Fußvolk, dann die aus Sachsen zur Hülfe gekommene Reuterey zurük geworfen. Indem Konrad diese mit lauter Stimme ermahnte, die gemeine Sache nicht zu verlassen, führte er die dritte Schaar ins Gefecht herbey. Aber kaum hatte er den Angrtff erneuert, als er, unter den Vordersten, schwer verwundet, fiel, und auf dem Schlachtfelde verschied. Da das die Seinen sahen, wurden sie hoffnungslos, und ergriffen die Flucht. Unaufhaltsam verfolgten sie die Sieger, und strekten ihrer noch eine Menge nieder. Nachdem Adelbert drey Tage lang das umliegende Land verwüstet und geplündert hatte, kehrte er, mit reicher Beute beladen, wieder nach Babenberg zurük. Glismonda aber, die Gemahlinn Konrads, eine Tochter des Kaisers Arnulf, holte nachher den Leichnam ihres Gemahles ab; und begrub ihn in ihrem Schlosse Wileneburg.*)

Adelbert, seines Glükes froh, hörte nicht auf, seine Feinde zu beschädigen, während in diesen die Rache unaufhörlich fortbrannte. Der stete Unfriede hemmte in Franken und in der

*) Das heutige Weilburg.

Wetterau alle guten Ordnungen und Gesetze; das Land wurde verwüstet, die Leute verarmten; es war eine traurige Zeit der Gewalt. Endlich schrieben die Reichsverweser, im Namen des Königs, auf den Heumonat des Jahrs neunhundert und fünf, einen Tag nach Tribur aus, und beschieden den Babenberger, daß er da erscheinen, und sich über seinen Ungehorsam gegen das früher schon an ihn gelangte Friedgebot, vor den Grossen des Reichs, verantworten sollte. Adelbert konnte nicht auf die Gunst dieser Richter rechnen. Wessen er sich zu dem arglistigen Hatto zu versehen hatte, war ihm von diesem längst bewährt worden. Auch der Herzog von Sachsen stand auf der Seite seiner Feinde. Die Gemahlinn Konrads war eine leibliche Schwester des Königs Ludwig; — und der Bischof Rudolf hatte, mit dem besten Erfolge, schon so lange gearbeitet, allenthalben Haß und Mißtrauen gegen Babenberg zu erregen. Deßhalb beschloß Adelbert vor einem solchen Gerichtshofe sich nicht zu stellen, und sein Heil den bisher so glüklich geführten Waffen zu überlassen. Nun sammelte sich ein grosses Heer, um die Acht, die über den Widerspänstigen ausgesprochen war, an ihm zu vollziehen, und bald lagerte sich das-

selbe, die ersten des Reichs und selbst den jungen König in seiner Mitte, um die Burg Babenberg. Man legte mehrere Stürme auf die starken Mauern an, aber umsonst floß das Blut des Kühnen. Adelbert machte häufige Ausfälle, in denen er seltene Kriegslist zeigte, und dem Feinde vielen Schaden that. Es zog sich die Belagerung in die Länge.

Hatto, des Vorhabens, durch treulose Tücke zu versuchen, was der Gewalt nicht gelingen wollte, ritt zu Adelberten in seine Burg hinauf, und trug ihm vor: wie die Fürsten alle wünschen, daß diesen langen Irrungen endlich durch eine herzliche Versöhnung der Partheyen gesteuert werden möchte, — wie er auf gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen rechnen dürfte, wenn er vor dem Könige im Lager erschiene, und sich der leeren Form einer Abbitte unterwürfe, — und wie er, Hatto, selbst sich ihm dafür verantwortlich mache, daß ihm dieser Schritt auf keine Weise gefährlich werden könnte. Der truglose Kriegsmann ließ sich durch die gleisende Worte des tückischen Priesters berücken, und nachdem ihm dieser einen Eid geschworen, daß er ihn, in jedem Falle, unverletzt auf seine Burg zurük führen werde, machten sich beyde auf den Weg. Als sie schon am Fusse

des Berges die Teuerstadt*) erreicht hatten, bemerkte Hatto, daß sie wohlgethan haben würden, wenn sie vor dem Ausritte erst einen tüchtigen Imbiß genossen hätten, weil sie, wegen der Zeit, die ihr Geschäft erforderte, wohl ein spates Mittagmal erhalten dürften. Dieß überhörte der gastfreye Graf nicht, und er machte dem Erzbischofe den Vorschlag, wieder auf die Burg zurük zu kehren, was auch geschah. Nach genommenem Frühstüke wurde der Weg von Neuem angetretten. Hatto erreichte mit seiner Beute das Lager; die Soldaten drangen herbey, um den bewunderten Babenberger zu sehen; es wurden bedenkliche Bewegungen bemerkbar; Adelbert erschien vor dem jungen Könige; man kündigte ihm die Gefangenschaft an. Umsonst berief sich der Getäuschte auf den Eid, den ihm Hatto geschworen. „Ich habe mein Wort erfüllt, sprach der Treulose, indem ich dich von der Teuerstadt wieder auf deine Burg zurük führte; für den zweyten Ritt hattest du von mir keine Bürgschaft.“ — Die Grossen des Reichs, alle entweder seine erklärten Feinde, oder doch partheyisch für seine Widersacher, versammelten sich, und nachdem sie die

*) Name des jenseits der Rednitz liegenden Theils der itzigen Stadt Bamberg.

gegen ihn erhobenen Klagen erwogen, thaten sie den Spruch, daß er als ein Rebelle gegen das Reich und sein Oberhaupt, und als ein Aechter, nach den Gesetzen der Franken, Baiern und Sachsen, das Leben verwirkt habe; und so fiel, im September des Jahrs neunhundert und acht, sein Haupt unter dem Mordschwerte des Henkers. Sein Leichnam ward in dem Kloster Theres, das er gestiftet, begraben. Die weitläufigen Güter, die er inne gehabt, wurden Theils für die königliche Kammer eingezogen, Theils unter denjenigen vertheilt, welche in dieser Fehde gegen Adelbert Hülfe gesandt hatten. Mit Abscheu vernahm Teutschland Hatto's schändliche That.*) Noch im zwölften Jahrhundert

*) Man hat die Verrätherey des Hatto bezweifeln wollen, weil die Genossen dieser Zeit, Regino und Lambert von Aschaffenburg, in ihren Chroniken ihrer nicht gedenken. Aber gegen diese beyden stehen Luitprand, — der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, und in der Nähe des Schauplazes dieser Begebenheiten lebte und schrieb, — Marianus Scotus, welcher ein Jahrhundert später lebte, Otto von Freisingen, ein Nachkömmling Adelberts und die meisten andern Annalisten des Mittelalters. Das Stillschweigen Regino's und Lamberts ist um so begreiflicher, da beyde in Hatto's Kir-

ertönten die Spottlieder, in denen das Volk seinen Unwillen über den meineidischen Pfaffen aussprach.

---

chensprengel lebten, der es unmöglich wünschenswerth finden konnte, daß die Geschichtschreiber eine Handlung verewigten, deren Schändlichkeit auch der verruchteste Bösewicht fühlen mußte. Auch ist in der Art, wie Regino Adelberts Ende beschreibt, das Gesuchte und Künstliche in der Darstellung unverkennbar. „Protracta, sagt er, paulo prolixius obsidione fractus animo Adalbertus ad callida argumenta convertitur, & omni ingenio excogitare coepit, qua arte absidio solveretur, ut exercitu ad propria remeante, optata libertate potitus, ipse cum sibi faventibus dolos, quos in pectore fovebat, longe lateque effundere posset. Portis itaque apertis a munitione exiens cum perpaucis ultro se regi obtulit, supplex veniam de commissis expascit, emendationem promittit. Sed cum fraut; quae struebatur, suis prodentibus fuisset detecta, custodiae mancipatus est, et in praesentia totius exercitus manibus vinctis adductus, omnibus adjudicantibus, capitalem suscepit sententiam." Vielleicht daß die Nachwelt den Stil der Journalisten unsrer Tage der Manier Regino's ähnlich findet!

Mit Adelberts Tod war das Geschlecht der Babenberge nicht erloschen. Er hinterließ einen einzigen Sohn gleiches Namens, den er mit seiner Gemahlinn Brunnehilde, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen, erzeugt hatte. Mit dem zarten fünfjährigen Knaben floh die Mutter, als das Unglük des Gemahls sie aus dem Hause trieb, zu ihrem Oheim, dem Herzoge Heinrich von Sachsen, demselben, der, mit dem Zunamen des Vogelfängers bezeichnet, nachher das teutsche Reich siebenzehn Jahre lang mit hoher Weisheit, tapferm Muthe und grossem Ansehen regiert, und seiner Zeitgenossenschaft durch treffliche Gesetze und mannhafte Thaten bewiesen hat, daß er würdig sey, dem grossen fränkischen Karl auf dem Throne nachzufolgen. An dem Hofe dieses ausgezeichneten Regenten wurde der junge Adelbert erzogen, und in keiner Schule konnte die erbliche Tugend der Babenberge, ritterlicher Heldenmuth, sich glüklicher entwikeln, als in dieser. Auch bewährte er in Heinrichs Kriegen, durch manche glänzende That, daß er des Namens seiner Väter werth sey. Aber das Schiksal hatte ihm nur eine kurze Laufbahn angewiesen. Er fiel, in dem dreissigsten Jahre seines Alters, in der grossen Schlacht

bey Merseburg, nachdem auch er das Seine ritterlich zu dem herrlichen Siege beygetragen, den hier sein Pflegevater über die Hungarn erfocht.

Der jüngere Adelbert hinterließ einen einzigen Sohn, Luipold genannt, der, als der Vater den Heldentod starb, erst neun Jahre alt war. Auch ihn nahm der König Heinrich in seinen Schutz und in seine Pflege, und was dieser begonnen, setzte Otto fort, der seinem Vater Heinrich auf dem teutschen Throne folgte. Ja, diesem gelang es, dem Hause Babenberg zum Theil zu vergüten, was das Schiksal ihm ungerechter Weise entzogen hatte, indem er Luipolden die Markgrafschaft Oesterreich verlieh, nachdem um das Jahr 943 durch den Tod Rutgers von Peklarn, der Stamm der dortigen Markgrafen erloschen war. Die Verleihung, sagt eine Nachricht aus jener Zeit, sey geschehen, um Luipolds und seines Vaters Verdienste und Tapferkeit zu krönen, und ein edles Geschlecht wieder zu der Ehre zu erheben, der es so würdig war. Zwar war das Land des neuen Markgrafen durch die wiederholten Einfälle der Hungarn in eine Wüste verwandelt, und der größte Theil derselben im

Besitze dieser Barbaren. Auch lag Luipold die ersten Jahre in einem steten heftigen Kampf mit ihnen, und die größte Tapferkeit konnte ein an ihre Wohnsitze anstossendes Land nicht gegen ihre zahllosen Schwärme schützen. Aber als i. J. 955 ihre Macht auf dem Lechfelde gebrochen, das Land unter der Ens wieder erobert und ihren Einfällen in Teutschland ein Ende gemacht ward, — da konnte Luipold die ihm zu Theil gewordene Markgrafschaft bilden, befestigen und zu blühendem Wohlstande erheben; so wie er sie auch, als einen sichern Besitz, im Jahre 991 seinem Sohne Heinrich übergab.

Hier ward das Walten der vergeltenden Nemesis ersichtlich. Die alten Stammgüter der Babenberge waren zersplittert und unter viele Geschlechter getheilt; aber was ihnen in Franken entzogen worden, theilte ihnen das Schiksal in der östlichen Mark wieder zu. Nur drey Jahre lang hatte Ludwig das Kind seinen Antheil an der ungerechten Beute besessen, und mit ihm verdorrte der Stamm der Karolinger; dagegen blühte das Geschlecht Adelberts nach seinem Tode noch zweyhundert und dreyssig Jahre fort, und beynahe eben so lange blieb es im Besitze von Oesterreich. Ueberhaupt

lehrt die Geschichte, daß erlauchte Familien, in denen das Unglük die moralische Kraft nicht getödtet, selten durch ungerechte Gewalt unterdrükt worden, ohne daß sie sich nicht, frühe oder spat, wieder erhoben hätten.

Schon in Luipolds Söhnen schwang der wieder auflebende Stamm der Babenberger sich glänzend empor. Auf seinen Erstgebohrnen Heinrich vererbte er die Mark, Poppo ward Erzbischof von Trier; und Ernst erlangte, durch die Heurath der Gisela, Tochter des Herzogs Hermanns III. von Alemannien, des Schwiegervaters Herzogthum. Man sah aus Luipolds Linden ein treffliches Heldengeschlecht hervor gehen. Sein Enkel Adelbert erhielt den Namen des „Siegereichen," und von seinen beyden Urenkeln Leopold und Ernst wurde jener der „tapfere Krieger" und dieser der „Műthige" genannt. Der leztere fiel unter den Fahnen Heinrichs IV. in der grossen Schlacht an der Unstrut, bey dem Kloster Hohenburg, wo der König sich die empörten Sachsen unterwarf. (i. J. 1075.)

Eine noch höhere Stuffe des Ansehens und der Macht erlangte aber das Haus der Babenberge unter Leopolden, dem Frommen, der ein

Enkel des muthigen Ernsts war. Auch er hatte, wie seine Väter, die östliche Mark inne, welche damals, wie zuvor immer, als ein Bestandtheil des alten Herzogthums Baiern betrachtet wurde. Dieses Herzogthum aber ward von Heinrich dem Stolzen, beherrscht, damals dem mächtigsten und reichsten unter den teutschen Dynasten, dessen Länder, da er auch Toskana und Sachsen besaß, sich vom mittelländischen Meere bis an den Belt erstrekten. Doch fehlte es Heinrichen an Weisheit, um so grosses Glük zu ertragen. Durch Uebermuth und Prunk reizte er den Neid der Grossen, und da er in seinen Ansprüchen, mit Verachtung der Gesetze und des Herkommens, alles auf seine Macht baute, waren ihm auch die Redlichen nicht hold. Am bittersten haßten ihn die Prinzen aus dem Hause Hohenstaufen, weil er in ihren Händeln mit dem Könige Lothar der Sache ihres Feindes das Uebergewicht verschafft hatte. Nach dem Tode dieses Lothars bestieg das Haupt dieses Hauses, Konrad, Herzog von Franken, den Thron. (1138.) Das verdroß Heinrichen, nicht nur weil die Erhebung seines Feindes für ihn gefährlich werden konnte, sondern auch, weil er selbst nach der königlichen Würde getrachtet hatte. Umsonst erklärte er sich gegen die Wahl. Teutschland und

Italien anerkannten den Gewählten einstimmig als des Reiches Haupt, und so kam auch er herbey, huldigte dem gehaßten Widersacher, und überreichte ihm die Reichsinsignien, die er aus Lothars Händen empfangen hatte. Nun aber erklärte der König Konrad, daß es sich nicht zieme, daß ein Fürst zwey Herzogthümer besitze, weßwegen Heinrich gehalten werden müßte, Sachsen und Toskana wieder dem Reiche zurük zu geben. Unbezwinglich bestand der Herzog auf der Behauptung seines Eigenthums. Da hielt der König einen Tag zu Würzburg, sprach über Heinrichen, als einen Widerspänstigen die Acht aus, erklärte ihn aller seiner Lehen verlustig, und verlieh das Herzogthum Sachsen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Baiern aber dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. (i. J. 1138.) So erhub sich das Haus Babenberg wieder in die eher behauptete und durch Adelberts Unglük verlohrene Klasse der grossen Reichsfürsten. Es verdankte diese Vergünstigung seiner Verwandtschaft mit dem Könige. Denn Konrad und Leopold waren, durch ihre gemeinschaftliche Mutter Agnes, Halbbrüder.

Indessen wurde dem neuen Herzoge der ru-

hige Besitz seines schönen Erwerbs nicht zu Theil. Zwar unterwarfen sich ihm die meisten Stände des Landes ohne Widerstand, weil sie mit dem strengen und herrischen Sinne ihres vorigen Regenten mißvergnügt gewesen waren; auch nahm diesen der Tod in dem Augenblicke hinweg, in dem er mit einem grossen Heere getreuer Baiern und Sachsen herbey kam, um das entrissene Eigenthum wieder zu erobern. Aber bald erhub sich gegen Leopolden, Heinrichs Bruder Welf VI. einer der begütertesten Besitzer des Landes; mit ihm vereinigten sich die Grafen von Valei, mit ihrem zahlreichen Lehngefolge; viele andere Edeln traten auf dieselbe Seite; später gesellte sich auch der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zu ihnen; selbst die Stadt Regenspurg empörte sich gegen den Herzog. Man lag gegen einander in stetem Kampfe; bald siegend, bald erliegend trieb Leopold sich im Lande umher. Als die Unruhen schon ins dritte Jahr gedauert hatten, starb er. (1141.) Damit war das Herzogthum wieder ledig; denn er hatte keinen männlichen erbfähigen Nachkommen hinterlassen.

Der König bestand darauf, daß die Welfen in diesen Gegenden nicht mehr herrschen sollten, und verlieh Baiern Heinrichen (der den

Beynamen Jasomirgott *) führt,) Leopolds Bruder, welcher seit des letztern Erhebung zum Herzogthume die östliche Mark verwaltet hatte. Um ihn, durch einen Schein von Berechtigung, in seinem Besitze zu befestigen, stiftete der König eine Heurath zwischen dem Herzoge und Gertraut, der Wittwe Heinrichs, des Stolzen; der Sohn des letztern, Heinrich, der Löwe, ein Jüngling von siebenzehn Jahren ward verleitet, seinen Ansprüchen auf das Land förmlich zu entsagen; von der väterlichen Hinterlassenschaft blieb ihm Sachsen, das Albrecht von Brandenburg ohnehin nicht gegen die Freunde des Welfischen Hauses behaupten konnte. Gegen alle diese Verfügungen sträubte sich der alte Welf mit voller Kraft. Es bedurfte eines Jahrs, bis es Heinrichen gelang, den Besitz des Herzogthums anzutretten. Beyde Theile verstärkten sich durch Bundsgenossen. Es begann ein langer, mit äusserster Erbitterung geführter Krieg. Unsäglich litten die Länder unter den verwüstenden Zügen der Heere. Ein unversöhnlicher Haß wurzelte in den Gemüthern der Welfen und der Staufen. Auch Heinrich, der Löwe, for-

*) Ita me Deus adjuvet!

derte das väterliche Herzogthum wieder zurük, und erklärte den Verzicht für ungültig, der dem Unmündigen abgedrungen worden.

Im Jahre eilfhundert zwey und fünfzig starb der König Konrad, ohne daß er in seinem Entschlusse, die Trennung der beyden Herzogthümer zu erhalten, je gewankt hätte, und sein Neffe Friedrich I. bestieg den erledigten Thron. Dieser, zwar das Haupt des Hauses Staufen, aber von mütterlicher Seite nahe mit dem Welfen verwandt, war schon durch seine Abstammung berufen, den langen, bittern Familienzwist zu versöhnen. Ueberdieß hatte er grosse Plane in Beziehung in Italien entworfen, die nicht ausgeführt werden konnten, ohne daß in Teutschland innerer Friede herrschte. Auch konnte ihm auf seinen Zügen über die Alpen niemand thätigere Hülfe leisten, als Heinrich, der Löwe, der ein Herr war über vierzig Städte und sieben und sechszig Burgen. So beschloß er, dem leztern Baiern wieder zurük zu geben. Stets sah man Heinrichen, so wie seinen Oheim, den alten Welf, dem königlichen Hoflager nachfolgen, in trauter Freundschaft mit dem Monarchen lebend, und beyde hörten nicht auf, ihre Ansprüche zu wiederholen. Sogleich nach Friedrichs Regierungsantritte kam die

Sache zur reichstäglichen Berathschlagung. Aber unerschütterlich bestand Heinrich Jasomirgott auf seinem Besitze. „Er habe das Herzogthum durch des Königs Gnade zu Lehn erlangt, und durch kein Verbrechen verwirkt, und so könne man es ihm unter keinem Rechtstitel entreissen.“ Friedrich mochte die Wahrheit fühlen, die in dieser Selbstvertheidigung lag; aber stärker sprach in ihm die Stimme der Politik. Er lud den Herzog auf einen Tag nach Goslar, und als dieser der Ladung nicht folgte, sich auf das Gesetz berufend, daß jeder nur in seiner Provinz gerichtet werden könne, ward über ihn erkannt, daß er des Herzogthums verlustig seyn sollte. Hierauf trat der König den Römerzug an. Heinrich der Löwe, begleitete ihn mit einem Heere, das beynahe so groß war, als das seinige, und glänzte jenseits der Alpen durch herrliche Heldenthaten. Jasomirgott aber blieb mittlerweile im Besitze seines Landes. Es scheint, daß das Unrecht, das der König an ihm ausübte, unter den baierischen Vasallen die Zahl seiner Freunde vermehrt habe.

Aber wie selten siegt das Recht über die Macht! Als der Römerzug vollendet war, erneuerten sich die Zumuthungen an den Herzog, das

Land zu räumen, dessen er durch königlichen Spruch entsetzt ward. Heinrich beharrte unerschütterlich auf seinem widerstrebenden Sinne. Mochte er auch den Ertrag des Landes verschmerzen, das ihm entrissen werden sollte; so mußte es seinem Ehrgefühle unerträglich seyn, auch den Heerschild zu verlieren, und wieder in den Stand eines mittelbaren Grafen zurük zu tretten. Der ganze Handel schien am Ende sich an diesem Punkte anzustossen. Da gab Ladislaus, Herzog von Böhmen, einen guten Rath; man soll, schlug er vor, die östliche Mark in die Reihe der Herzogthümer erheben, dann erhalte der eine Heinrich seine Fürstenwürde, und der andere das väterliche Land. Dieß leuchtete beyden Theilen ein. Die Grossen des Reichs kamen in Regenspurg zusammen, (i. J. 1156.) und „Kaiser Friedrich that das Urtheil kund: von Heinrich dem Oesterreicher, bisher dem Heerführer der Baiern, soll das Herzogthum Baiern aufgegeben, und Heinrich, dem Löwen, verliehen werden; dagegen soll dieser die österreichischen Lande, die des Herzogthums Baiern östliche Mark bisher waren, und von den Herzogen des Landes zu Lehen vergeben wurden, der alten Lehenverbindung entlassen, und als ein freyes unabhängiges Herzogthum an Heinrich

Jasomirgott abtretten. Bald nachdem geschah die Aufgabe des Herzogthums von Heinrich, dem Oesterreicher, mittelst sieben Fahnen, worauf Heinrich, der Löwe, dem Kaiser mit zweyen Fahnen, die östliche Mark aufgab, die Heinrich, der Oesterreicher, von der Hand des Kaisers empfieng."*) So büßte das Haus Babenberg das Herzogthum Baiern wieder ein, nachdem es dasselbe achtzehn Jahre lang, unter dem Widerspruche und den Störungen der frühern Besitzer, inne gehabt hatte.

Es waren aber nicht blos die gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten und Rechte eines teutschen Herzogthums, welche bey dieser Veranlassung Oesterreich verliehen wurden; um Heinrichen, für das Opfer, das er gebracht hatte, so viel möglich zu entschädigen, that der Kaiser noch verschiedene andere Prärogative und Freyheiten hinzu, wodurch das Land und sein Regent eine Art von Selbstständigkeit erlangten, wovon man bisher in der Geschichte Teutschlands noch kein Exempel gehabt hatte. Die Herzoge von Oesterreich sollten weder dem römischen Reiche, noch sonst jemand zu Diensten verpflichtet seyn. Die

*) S. Feßmaiers Gesch. von Baiern ꝛc. S. 287.

Lehen über ihre Besitzungen sollten sie von dem Kaiser nirgends anders als in dem Lande selbst empfangen dürfen; hätten sie dreymal vergebens um die Lehensreichung angesucht, so sollten sie das Herzogthum auch ohne Investitur besitzen können. Auf Reichsversammlungen zu erscheinen, sollte von ihrem freyen Willen abhängen. Weder der Kaiser, noch das Reich sollte befugt seyn, einige Lehen im Herzogthume zu vergeben. Kein Herzog von Oesterreich sollte schuldig seyn, weder vor dem Reiche, noch vor sonst jemand Recht zu nehmen. Es soll bey den Herzogen das Recht der Erstgeburt gelten, nach Abgang des Mannsstamms die älteste Tochter in der Regierung folgen, und bey Ermanglung aller Anverwandten soll es dem letzten Herzoge frey stehen, die Länder, an wen er wolle, zu vergaben. Den Rang sollten die Regenten von Oesterreich sogleich nach den Wahlfürsten haben. Würden sie in der Zukunft noch andere Länder erwerben, so sollten alle diese Gerechtsame auch auf sie übergetragen werden. — Indem Heinrich das väterliche Erbe durch so grosse Freyheiten verherrlicht, und in dem neuen Charakter, den er und das Land angezogen, so manche schöne Hoffnungen blühen sah, mußte ihm der Verlust von Baiern doch wohl erträglich

werden. Auch gab das Schiksal schon seinem Sohne und Nachfolger Leopold einen weitern Ersatz, da es ihm gelang, nach dem unbeerbten Absterben Ottokars IV. auch das schöne Herzogthum Steyermark an sein Haus zu bringen.

Aber von diesem Leopold an blühte das Geschlecht der Babenberge nur noch in dreyen Gliedern fort; Friedrich, der Streitbare, mit dem es erlosch, war sein Enkel. Der Charakter dieses Fürsten ist durch seinen Beynamen treffend bezeichnet; denn er brachte sein ganzes Leben mit kriegerischen Unternehmungen und Fehden zu. Als der römische König Heinrich sich gegen seinen Vater, den Kaiser Friedrich II. empörte, (1235.) kam er bey dem letztern in den Verdacht, daß er an dem Aufruhre Antheil habe, und der Verdacht gewann dadurch einen Schein, daß Margaretha, Heinrichs Gemahlinn, eine Schwester des Herzogs war. Ueberdieß weigerte er sich, in Beziehung auf den von Friedrich I. erhaltenen Freyheitsbrief, den an ihn erlassenen Vorladungen Folge zu leisten. Deßhalb erklärte ihn der Kaiser (1236.) auf dem Reichstage zu Augspurg in die Acht, fiel sogleich mit einem Heere in Oesterreich und Steyermark ein, wurde —

da kriegerische Fürsten selten die Liebe ihrer Unterthanen geniessen, und noch seltener verdienen — allenthalben mit Freude empfangen, eroberte beyde Herzogthümer, und erklärte Wien für eine unmittelbare Stadt des Reichs. Hierauf zog der Kaiser nach Italien, während innere Spähne und Fehden beynahe ganz Teutschland erfüllten. Diese Gunst der Umstände übersah der streitbare Oesterreicher nicht. Er verstärkte sich, so gut er konnte, errichtete ein Bündniß mit dem Könige Wenzel von Böhmen, und eroberte allmählich alle seine Lande, samt ihrer Hauptstadt, wieder; worauf die Versöhnung mit dem Kaiser zu Stande kam, (1240.) der auch die den Wienern ertheilte Reichsfreyheit für erloschen erklärte. Aber nun mußte Friedrich seine Waffen gegen den König von Böhmen wenden, dem er, als er in der Noth war, das Land jenseits der Donau für seine Hülfe verheissen hatte, was ihm, nachdem er gerettet worden, zu erfüllen lästig fiel. Zum Glük dauerte dieser Krieg nicht lange; er ward vermittelst einer Heurath beygelegt, welche der böhmische Prinz Wladislaus mit der österreichischen Prinzessinn Gertraut schloß. Aber sogleich bot sich Friedrichen eine andere Gelegenheit dar, seinen ritterlichen Sinn zu

befriedigen und zu entwikeln. Es fiel (1241.) ein zahlloser Schwarm von Tataren, nachdem er Ungarn und Polen durchzogen, in Schlesien und Mähren ein, und verbreitete sich von dort in Oesterreich. Ganz Teutschland ward von Schreken ergriffen. Man predigte das Kreuz gegen die grausamen Feinde. Viele Fürsten und Edle strömten in Nürnberg zusammen, um die Gefahr des Vaterlands abzuwenden. Auch der Kaiser schikte ein Heer. In Oesterreich schlug König Konrad, der die vereinte Reichsmacht befehligte, den Feind aufs Haupt. So wie immer, bewies sich auch hier der Herzog als ein trefflicher Kämpfer. Noch grösserer Ruhm wurde ihm aber im folgenden Jahre, (1242.) da er die Tataren, welche wieder vorgedrungen waren, und Wienerisch-Neustadt belagerten, ohne die Hülfe des Reichs, blos durch seine Annäherung zurüke trieb. So ein tapferer Fürst, der in der öffentlichen Meynung so hoch stand, und der überdieß über so ansehnliche Streitkräfte zu gebieten hatte, war eine wichtige Person für den Kaiser, zumal in dem Gedränge, in das ihn damals der Haß und die Ränke des Pabstes Innocenz IV. versetzt hatten. Der Monarch schloß sich deßhalb immer enger an den Oesterreicher an, und

er hatte das Vergnügen, auf dem Tage zu Verona, (1245.) wo er seine Getreuen um sich versammelte, auch ihn erscheinen zu sehen. Um sich ihn so eng als möglich anzuketten, überhäufte er ihn mit Auszeichnungen und Wohlthaten. Er bestätigte die sämtlichen Rechte und Freyheiten, welche Friedrich I. den Herzogen von Oesterreich bewilligt hatte, erhob auch das Land Krain zu einem Herzogthum, und ertheilte seinem Freunde sogar die königliche Würde, die aber dieser anzunehmen Bedenken trug. Friedrich war auch nicht undankbar gegen so viele Wohlthaten; wie denn hauptsächlich er es verhinderte, daß die Bemühungen des Pabstes, um die Wahl eines Gegenkaisers zu Stande zu bringen, vereitelt wurden. Aber nicht lange genoß der Kaiser die Vortheile, welche die Treue dieses Bundsgenossen ihm gewährte. Noch in demselben Jahre, in welchem der Tag zu Verona statt gehabt hatte, überzogen der König von Böhmen und der Herzog Ulrich von Kärnthen, erregt durch den König Bela von Ungarn, die österreichischen Lande mit Krieg, und lagerten sich vor dem Städtchen Laa. Mit seinem gewöhnlichen Glücke schlug sie Friedrich in die Flucht, und machte sogar Ulrichen von Kärnthen gefangen.

Aber im folgenden Jahre brach der König von Hungarn wieder mit seiner Macht herein, um die Niederlage seiner Bundsgenossen zu rächen. Auch ihn traf Friedrichs siegender Arm, und sein Heer wich zurüke. Doch zu rasch verfolgte der Herzog die Geschlagenen. Von den Seinen getrennt und übermannt, fiel er unter den Streichen der hungarischen Schwerter, und starb den Heldentod, wie es dem letzten der Babenberge geziemte. Dieß geschah am fünfzehnten des Brachmonats, im Jahre zwölfhundert sechs und vierzig.

Welche Unruhen dieser Todesfall veranlaßte, wie Friedrichs Lande geraume Zeit ein Zankapfel unter den eroberungslustigen Fürsten jener Zeit gewesen, und wie endlich auf sie Rudolf von Habspurg die nachherige Grösse seines Hauses gegründet, ist in dem vorhergehenden Aufsatze erzählt worden.

Nach dem Freyheitsbriefe, welchen Kaiser Friedrich I. dem Herzoge Heinrich Jasomirgott über Oesterreich gegeben, um ihn für den Verzicht auf Baiern zu entschädigen, sollten die Lande des letzten Babenbergers keinem fremden Geschlechte zu Theil werden, da Friedrich, der Streitbare, von zweyen Schwestern und einer Nichte überlebt ward,

welche die ersten und einzigen urkundlich begründeten Ansprüche hatten. Aber das Recht konnte damals nicht aufkommen, vor der siegenden Gewalt, und das Schiksal — unerbittlich den Untergang dieses Hauses bereitend — erwies sich auch unhold gegen die überlebenden Töchter. Friedrichs ältere Schwester Margaretha, an den römischen König Heinrich vermählt, hatte mit ihrem Gatten sein Unglük getheilt. Denn als er von dem Kaiser, seinem Vater, wegen seiner gegen denselben unternommenen Empörung, als Gefangener nach Messina abgeführt wurde, begleitete sie ihn, mit ihren beyden Söhnen Friedrich und Heinrich in sein Elend. Nach dem Tode ihres Gemahls begab sie sich erst in ein Kloster bey Trier, dann nach Oesterreich, nahm ihre Wohnung auf dem Schlosse Heimburg, und ließ sich endlich bereden, (1252.) dem Könige Ottokar, der für den gewaltsamen Erwerb von Oesterreich eines rechtlichen Scheins bedurfte, ihre Hand zu geben. Dadurch stürzte sie sich in neues Unglük. Die fromme und unfruchtbare Margaretha konnte die Liebe des wohllüstigen Ottokars nicht erwerben. Sein unkeusches und wildes Leben machte ihr täglichen Kummer. Endlich, als er seinen Besitz durch

die Waffen so sicher befestigt hatte, daß er die rechtliche Begründung desselben entbehren zu können glaubte, trennte er sich (1261.) von ihr, und heurathete die bulgarische Prinzessinn Kunigunda. Margaretha begab sich wieder in die Einsamkeit zurük, in der sie ihr Unglük nur wenige Jahre überlebte. — Die jüngere Schwester Konstantia war an den Markgrafen Heinrich, den Erleuchteten, von Meissen vermählt. Ein Versuch der österreichischen Landstände, Friedrichs Besitzungen ihrem Hause zuzuwenden, wurde, wie in dem vorher gehenden Aufsatze erzählt worden, durch die Ränke und das Gold des Königs Wenzel von Böhmen vereitelt. — Noch überlebte eine Nichte dieser beyden Schwestern, Gertraut, den väterlichen Stamm. Sie war an den böhmischen Prinzen Wladilaus vermählt worden, der, nach dem Tode Friedrichs, des Streitbaren, ihre Rechte auf seine Lande geltend zu machen suchte; aber ein früher Tod zerstörte seine Entwürfe. Sie gab dann ihre Hand dem Markgrafen Hermann von Baden, der mit ihr den unglüklichen Friedrich zeugte, welcher, ein treuer Genosse des schwäbischen Konradins, auch gleichen Tod mit ihm theilte. Durch seine Verwandtschaft mit dem

Kaiser und mit dem Herzoge von Baiern und durch des Pabstes Gunst schien ihm das väterliche Erbe seiner Gemahlinn gewiß zu seyn. Aber er hatte zu wenig Mittel und zu wenig innere Kraft, um sein Recht mit den Waffen zu verfechten; und schon im Jahre 1250 nahm auch ihn der Tod hinweg. Umsonst erhub die arme Gertraut ihre Stimme vor den Grossen von Oesterreich für ihren unmündigen Prinzen Friedrich. Da warf sie sich dem Könige Bela von Ungarn in die Arme, und trat alle ihre Rechte auf die Lande ihrer Väter an ihn ab. Ihr Beschützer vermählte sie an einen russischen Fürsten; (1252.) aber schon während ihrer ersten Schwangerschaft stieß sie dieser wieder von sich. Sie nahm dann ihre Zuflucht zu ihrer Base Konstantia. Hier machte ein baldiger Tod ihren Leiden ein Ende.

So erlosch das alte Geschlecht der Babenberger, das ewige Statut der Weltordnung bestätigend, daß allen Dingen ein Ziel gesetzt sey, und daß es keine Macht gebe, die nicht breche, und kein Leben ohne Tod. Aber unauslöschlich steht der Name dieses Geschlechtes, durch grosse Glüks- und Unglüksfälle denkwürdig, und durch einen seltenen ununterbrochen sich fortерbenden Heldenmuth verherrlicht, in den Jahr-

büchern der teutschen Nation. Es gedenkt auch der Babenberger die Historie um so dankbarer, da aus ihrer Mitte selbst ein in seiner Art trefflicher Geschichtschreiber hervor gegangen ist, Otto, Bischof von Freysingen, Sohn des Markgrafen Leopolds, des Frommen. Keiner der Annalisten des Mittelalters schrieb so unbefangen, mit so viel Sachkenntniß und in so edelm Sinne, als er, und das Licht, das die unvergeßlichen Zeiten der Könige aus dem Hause Staufen, zumal des ersten Friedrichs erhellt, strahlt größten Theils aus seinen Werken zu uns herüber.

Blike auf Lindau. *)

Die Stadt Lindau liegt auf einer Insel des majestätischen See's, der in seinem tiefen Beken die aus den Alpen herunter rauschenden Fluthen des Rheins hemmend, Schwaben und Helvetien trennt, und auf seinen herrlichen Ufern eine schöne und segensvolle Natur begrüßt. Eine 290 Schritte lange Brücke verbindet die Insel mit dem festen Lande. Eher hatte ein sie durchschneidender Graben sie in zwey Theile getheilt; der getrennte mindere Theil enthält Baum- und Weingärten und mehrere Gebäude, und hieng durch zwey Brüken mit der Stadt zusammen; nun aber ist der Graben ausgefüllt, und man gelangt auf festem Boden in die Vorstadt hinüber. Eine andere kleine Insel ist aber noch immer von der grössern getrennt. Sie trägt von ihrer ursprünglichen Bestimmung den Namen der Burg, und enthält eine alte dem heiligen Jakob ge-

*) Hierzu das Titelkupfer.

widmete Kirche. Die Stadt hat enge, aber reinliche Strassen. Sie nährt in 452 Gebäuden 538 Bürgerfamilien, mit 2229 Seelen.

Sie ist eine von den Niederlassungen, welche die in den Süden Teutschlands eindringenden Römer unter den ersten Imperatoren gegründet haben. Noch ist ein Thurm aus jener Zeit übrig, die Heidenmauer genannt, dessen Erbauung dem Tiber zugeschrieben wird; die besagte kleine Insel aber trug ein römisches Kastell, das von den Erbauern selbst wieder geschleift, aber von den Alemanniern, die sie aus ihren Positionen vertrieben, aufs Neue hergestellt worden ist. Jahrhunderte hindurch genoß die Stadt, republikanisch konstituirt, die Rechte der Reichsunmittelbarkeit. Aber das kaum beginnende neunzehnte Jahrhundert warf sie, gleich als wollte das ewig wechselnde Schiksal den langen Bestand derselben Form an ihr rächen, schnell von einer Veränderung in die andere. Der Reichsdeputationsschluß (1802.) theilte sie dem Fürsten von Brezenheim zu, der sie aber nur unter wiederholten Protestationen annahm, weil er sich für seinen sehr hoch berechneten Verlust nicht entschädigt glaubte. Unterdessen ließ er am 5. Dec. 802 von der Stadt und dem Stifte Besitz nehmen. Aber weniger

auf die damals schon ihre Unsicherheit ankündende Ehre der Reichsstandschaft, als auf den kameralischen Vortheil achtend, trat er i. J. 1804 dieses sein Fürstenthum, gegen ergiebigere mittelbare Besitzungen an das Haus Oesterreich ab, welches dadurch ein schätzbares Vorwerk vor den Eingängen von Bregenz, und einen wichtigen Verbindungspunkt seines Handels mit der Schweiz erwarb. In dem folgenden Jahre, da die neuen zwischen Oesterreich und Frankreich entstandenen Mißhelligkeiten laut zu werden begannen, kam Lindau in den Verhandlungen der Diplomatiker, und in den Untersuchungen der politischen Schriftsteller wiederholt zur Sprache. Die französischen Journalisten legten sogar den Erwarb von Lindau gegen den Erwerb von Genua in die Wagschaale; was an eine frühere, gleich lächerliche Uebertreibung erinnerte, da man jene Stadt zuweilen das „teutsche Venedig“ zu nennen für schiklich fand. Der österreichische Besitz dauerte aber kaum ein Jahr. Es erfolgte der Friede von Preßburg, und Lindau wurde mit der baierischen Monarchie vereinigt.

Diese leztern Katastrophen theilte auch das ehemalige fürstliche Damenstift mit der Stadt. Sein Ursprung fällt schon in die erste Hälfte

des neunten Jahrhunderts zurük, da es der kaiserliche Pfalzgraf Adelbert, auf einer in den Bodensee hinein ragenden Erdzunge, für Benediktinernonnen, gründete. Die frommen Frauen wurden durch die Unsicherheit der Zeiten veranlaßt, sich in der Stadt anzusiedeln, gelangten zur Unabhängigkeit, und traten endlich in den weltlichen Stand über. Die Vollziehung des Friedens von Luneville löste ihre Gemeinschaft gänzlich auf. Das Stift besaß kein geschlossenes Gebiet, sondern nur einzelne Domainen, Renten und Gefälle. Man berechnete seine Einkünfte zur Zeit der Reichsentschädigung auf 16000 Gulden, welche aber mit grossen Schulden belastet waren. Seine Gebäude sind nun der Sitz des königlich baierischen Landgerichts. *)

Die Lage von Lindau ist unstreitig eine der schönsten von Teutschland. Abgesehen von dem See, der dem Auge, das nicht an wasserreiche Gegenden gewöhnt ist, einen frappanten Anblik gewährt, gehören die ländlichen Umgebungen zu den fruchtbarsten und reizendsten. Gleich vor der Stadt nehmen die wohlangelegten, schönen Gärten ihren Anfang, und erstre-

*) S. Chronik der Teutschen. 1808. S. 166.

ken sich ostwärts bis gegen das eine halbe Stunde entfernte Pfarrdorf Reuti, nordwärts bis über das eine Viertelstunde von der Stadt liegende Dorf Aeschach und westwärts an den Ufern des See's drey Viertelstunden weit, bis nach dem Dörflein Schachen. Diese Güter sind größten Theils mit Häusern besetzt, deren einige auch im Winter bewohnt werden können. Wählt man seinen Standpunkt auf der Brüke, so erblikt man gerade vor sich die Bregenzer Berge, welche von den Schwäbischen oder Allgäueralpen, die etwas weiter südlich ihr beschneites Haupt gegen die Wolken erheben, vorgeschoben werden. Diese Berge, die mit Nadelholz und mehrern Häusern besetzt, und hin und wieder mit Getreiden angebaut sind, entzücken das Auge, vornämlich wenn die Abendsonne sie beglänzt. Aber noch entzückender sind die jenseits des See's liegenden, mit ewigem Schnee bedekten Appenzeller Alpen und die mit Städten, Dörfern und Landhäusern besäten schweizerischen Ufer des See's, die bey hellem Wetter sich enthüllen. Die vorzüglichsten Weinberge liegen, von der Stadt aus angesehen, gegen Norden und Nordost; ihre mit Neben bepflanzte Vorseite wird von der Morgen-

und Mittagssonne beglänzt. Auch die Ebene, dem See entlang, ist mit Weingärten besetzt. *)

„Ich empfehle jedem, sagt ein neuerer Reisende, **) der nach Lindau kommt, und in der Krone oder Post logiert, die neben der Gans der beßte Gasthof ist, sich bald auf die Altann hinten am Hause zu begeben, und da zu sehen. Wer da nicht in Entzücken geräth, hat weder Sinn noch Gefühl. Ich wage es nicht, ein Bild von dem zu geben, was sich hier dem Auge darstellt. Das Leben und Weben in dem nahe gelegenen Hafen, das grosse, prächtige Beken des hier sich endenden See's, die Menge Dörfer, Klöster und Gebäude an seinem Rande, Bregenz in so täuschender Nähe, daß man in die Strassen hinein zu sehen glaubt, der schwarze Wald mit den finstern Schluchten hinter seinen Mauern, das liebliche Rheinthal mit dem Baduzer Zukerhut, das herrliche Berggelände, gegen Appenzell, mit grünen Matten bis auf die äussersten Höhen überzogen, und mit Hütten und Schlössern, Dörfern und Landhäu-

*) S. Blike auf die Stadt Lindau von Eberz, in der baierischen Vaterlandskunde ꝛc. 807.

**) Morgenblatt für gebild. Stände. 810. Nro. 160. St. 21.

sern übersä't, und endlich die grossen, hehren, in blendender Weise glänzenden Kolossen! Wer mahlt mir diese Gegenstände nach? Aber nicht weniger schön ist die Aussicht von der entgegengesetzten Seite der Stadt, aus den Weingärten, auf die von der Stadt abgeschnittene, und mit besondern Mauern umgebene Insel. Hier hat man den See in seiner ganzen Länge vor sich, und bis über Hohentwiel hinunter, mehr als 20 Stunden, reicht der Blik. Die Ufer rechts und links wetteifern an Schönheit, und auf beyden Seiten hebt sich Dorf an Dorf empor. Der Anblik des grossen Wasserspiegels, vielleicht eine Fläche von mehr als 30 — 40 Quadratstunden, ist erhebend. Die äussersten Gränzen fallen mit dem Horizonte zusammen, und die untergehende Sonne taucht sich in die Wellen. An den Ufern des adriatischen Meeres sah ich sie mit nie gesehenem Glanze aus den Fluthen herauf steigen, aber noch schöner hier sich untertauchen. — Ich ergötze mich noch lange, von den Mauern hinunter, dem wunderbaren Spiele der Wellen zuzusehen, und finde in seinem Anschauen den Stoff zu tausend Betrachtungen. Die Sonne ist hinunter; die Schifflein eilen überall der Heimath zu; dort lenkt der Roschacher ein, hier der Rheineker; nur der Konstan-

zer steuert noch auf hoher See, aber mit verdoppelten Kräften eilt er seinem Ziele entgegen."

Die Hauptprodukte der Umgebungen von Lindau sind Wein, Obst, besonders Kirschen, Gemüsse und Futterkräuter. Der Handel beschäftigt sich meistens mit Spedition. Doch bestehen auch ein Paar Häuser, die ansehnliche Geschäfte in Leinwand machen. Einen beträchtlichen Theil der Einwohner nährt die Schifffahrt. Indessen ist der Handel von Lindau kein Schatten mehr von dem, was er im sechszehnten Jahrhundert war. Ein Genosse jener Zeit*) giebt uns davon folgende naive Beschreibung: „die Bürger und Einwohner dieser Stadt sind gemeinlich aufrecht, und ein Kriegsvolk, das nicht übel lebt, ziemlich gekleidet, vermöglich, aber etwas noch bäurischer Sitten, und haben bis zu diesen Zeiten wenig gelehrter Leut gehabt, aber doch unter den ersten die Religion

---

*) Achilles Gasser, ein gebohrner Lindauer, Arzt zu Augspurg, bekannt durch seine schätzbaren Annales de vetustate etc. reipublicae Augspurgensis. Eine Topographie seiner Vaterstadt, aus der obige Stelle genommen ist, hat er dem wakern Sebastian Münster für seine Kosmographie mitgetheilt.

wieder den Pabst angenommen. Es ist hier eine solche Niederlag und Zukehr von allerley Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samstage auf dem Wochenmarkt, mehr dann aus acht und zwanzig Städten und Städtlein, von sieben, acht, neun und mehr Meilen Wegs her, ohne Unterlaß Leut herbey fahren, dazu auf gemeldten Wochenmarkt ob vierzehnhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus- und eingehen. Aus Schwaben und Baiern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eisen dar, das von dannen in das Oberland und in die Eidgenossenschaft verführt wird. Ab dem Untersee, Thurgau und Hegau gehet wöchentlich auf dem Wasser zu Schiff Haber, Korn und eine grosse Menge Wein, der von Stund an darnach in das Algau, Schwaben und auch Baierland hinwieder verkauft wird. Aus dem Bregenzer Wald, Montafun, Appenzell, Turthal und Oberland bringt man trefflich viel Käs und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbauern Obst, Garn und Gespinnst zu Markt. Ausgenommen anderer viel und grosser Kaufmannsgüter, auch täglicher Krämmerey, so daselbst, nicht mit kleinem der Stadt Sekel Einkommen, von mitternächtlichen Landen und Oesterreich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augspurg,

München, in die Lombardey, gen Genua, ganz Welschland, und auch gen Genf und in Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das Teutsche, oder auch das schwäbische Venedig genannt kann seyn."

Von jeher hatte Lindau einen Namen in den Annalen der Kriege. Besonders aber bewährte sie ihre Wichtigkeit im dreyssigjährigen Kriege. Sie wurde von dem schwäbischen Feldmarschall Wrangel vom 29. Dec. 1646 bis zum 26. Febr. 1647 zu Wasser und zu Lande belagert, und von ihrem Kommandanten dem Grafen von Wolfegg so geschickt und männlich vertheidigt, daß der Feind unverrichteter Dingen wieder abziehen mußte. Es wurden während der Belagerung 700 Todte begraben. Der Schaden der Stadt belief sich auf 200,000 Gulden.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

Seite

1. Die Römer und die Germanen. (Beschluß.) 1.
2. Wie das Reich und das Haus Karl des Grossen untergieng. . . . . 73.
3. Die Stadt Ulm im Fürstenkriege im Jahr 1552. . . . . . 119.
4. Die Wallfahrt nach Hohenstaufen. . 151.
5. Sprüche und Anekdoten der Alten. . 192.
6. Rudolf von Habspurg und Ottokar von Böhmen. . . . . . 214.
7. Die Grafen von Babenberg. . . 267.
8. Blike auf Lindau. . . . . 310.

54

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pahl, Johann Gottfried <<von>>,

Herda Erzählungen und Gemählde aus der teutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte

Bd.: 2

Freyburg ; Konstanz 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.germ.o.9(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11709924-5